

Rätselhafte Religionen der Vorzeit

von
Ina Mahlstedt

1. Auflage

Rätselhafte Religionen der Vorzeit – Mahlstedt

schnell und portofrei erhältlich bei beck-shop.de DIE FACHBUCHHANDLUNG

Theiss Verlag, Stuttgart 2010

Verlag C.H. Beck im Internet:

www.beck.de

ISBN 978 3 8062 2304 0

Die beseelte Welt archaischer Religionen

EINFÜHRUNG IN DIE ZYKLISCHEN STRUKTUREN SCHRIFTLOSER NATURRELIGIONEN



Abb. 1: Sphären, Symbole des Ursprungs, und verschiedene Symbole aus auf- und abwärts weisenden Winkeln

Die längst verstummten Religionen der Frühzeit waren gänzlich anders fokussiert als die uns vertrauten monotheistischen Religionen. Eine Einführung in ihre geistige und religiöse Vorstellungswelt ist daher hilfreich, um Verständnis für ihre Eigenart und Schönheit zu wecken. Die archaischen Kosmvisionen haben ihre eigenen »Wahrheiten«, die nicht über die monotheistischen Gesetzesreligionen mit ihren Ideen von einmaliger Schöpfung, allmächtiger Gottheit und individuellem Erlösungsversprechen zu erschließen sind. Ihre Weltbilder sind an der Ordnung der Natur, an deren ständigem Werden und Vergehen orientiert. Die Menschen standen geheimnisvollen Lebensphänomen gegenüber, für die sie jeweils eigene Erklärungen gefunden haben. Diese Religionen kannten keine göttlichen Gebote, forderten weder Dienst noch Gehorsam und stellten den Menschen auch keinen unergründlichen Schöpfergott gegenüber, sondern formulierten die Beziehung des Menschen zum Leben, zur Natur und zur Erde.

Der Zugang der Menschen zu ihrer Lebenswelt

Aus evolutionärem Blickwinkel zeichnet sich der Mensch durch große genetische Offenheit aus. Er ist weder in seinem Verhalten noch in seiner Lebensweise oder seinen Sozialstrukturen genetisch festgelegt. Er ist biologisch frei, sein Leben den verschiedensten Gegebenheiten anzupassen, ohne dabei vorgegebenen Verhaltensmustern folgen zu müssen. Gerade aus diesem Grunde aber war der Mensch der Vorzeit gezwungen, sich mit Hilfe seiner kognitiven Fähigkeiten in seiner Umwelt zu orientieren und sich ein verlässliches Bild von der Welt und seinem Dasein in ihr zu machen. Er musste die Beschaffenheit der Natur begreifen, musste sie auf seine Weise verstehen, um Fixpunkte und Ordnungsmuster in der unbegrenzten Fülle seiner Möglichkeiten zu finden.

Von Anbeginn an hing die Existenz des Menschen von den Vorstellungen ab, die er sich über die Eigenarten und Geheimnisse seiner Lebenswelt machte. Dabei erschloss sich ihm die Umwelt immer auch im kommunikativen Austausch von Erfahrungen, Erkenntnissen und Beobachtungen. Indem er die Phänomene erklärt, werden sie zu Tatsachen seiner Existenz. Der Mensch muss aus sich selbst heraus Geborgenheit und Sicherheit finden, denn seine Lebensweise ist nur zum Teil von seinen genetischen Anlagen gesteuert. Eine ebenso große Rolle spielen die Emotionen, die sich gemäß der individuellen Eigenart entwickeln. Durch die Emotionen erlangt die menschliche Kreativität einen großen Spielraum. In diesem Sinne gestalten die Menschen mit ihren geistigen Fähigkeiten ihre Lebenswelt selbst, erschaffen sich ihr Universum nach ihren Vorstellungen, erklären sich ihre Umwelt auf der Grundlage ihrer Erfahren und der Erklärungen, die sie sich über die Welt geben.

Meine Ausführungen beginnen mit den Lebensverhältnissen der Jäger, die Hunderttausende von Jahren in fast unveränderter Weise über die Erde zogen, sich Nahrung suchten und jagten, was die Natur ihnen bot. Das kommunikative Einvernehmen über den Umgang mit dem, was die Menschen umgab – die Deutungen der Welt und ihrer Erscheinungen –, war in Mythen verankert, die teilweise über Jahrtausende mündlich überliefert wurden. Diese Erzählungen bildeten den Rahmen ihrer Wirklichkeit und begründeten die »Wahrheiten« ihres Daseins, denn sie gaben Antworten auf all die Fragen, die das Leben aufwarf.

Mythen erzählten sich die Menschen zu allen Zeiten und in allen Kulturen. Sie sind das schöpferische Erbe der Völker. In diesem Sinne kann man sogar von einem »Welt erschaffenden« Mythos sprechen, dessen »Wahrheit« von der Geographie und der klimatischen Situation des Lebensraums, von unterschiedlichen Lebenserfahrungen, vor allem aber auch vom »urzeitlichen« Handeln der Ahnen bestimmt wurde. Jeder einzelne geht bei seinem Tod mit seinen Taten und

Gedanken ein in den Kreis der Ahnen, aus dem der Stamm seine geistige Nahrung bezieht, wenn er Symbolbilder und Geschichten tradiert.

Mythen tragen das Wissen der Menschen von der Entstehung ihrer Welt von Generation zu Generation fort, sie fixieren die Erinnerung an den Ursprung der Landschaft und ihrer Lebewesen sowie das Wissen über die Entstehung kultureller Errungenschaften wie zum Beispiel Pfeil und Bogen, Ackerbau oder die Kultivierung von Nutzpflanzen. Mythen erklären die dem Lebendigen inwohnenden Wirkungskräfte, sie berichten über die besonderen Eigenarten von Tieren und Pflanzen sowie unzähligen guten und bösen Geistern, die in der Natur walten, und sie legen das »richtige Verhalten« der Menschen für alle Lebenssituationen fest.

Nicht nur, dass diese alten Mythen oft sehr poetisch und kreativ die Irrealität der geistigen Welt beschreiben, sie enthalten darüber hinaus eine immense schöpferische Kraft, weil sie das So-Sein der Welt in einer eigenwilligen Symbolsprache erklären. Der Orientierungsrahmen menschlicher Wirklichkeit wird in den Mythen der alten Kosmologien ebenso wie in den Heiligen Schriften der monotheistischen Religionen durch die »Tatsachen« und »Wahrheiten« abgesteckt, die in ihnen enthalten sind. Sie haben dadurch bindenden Charakter für die Menschen. In verblüffender Wechselseitigkeit erklärt der Mythos die Wirklichkeit, und diese stellt sich den Menschen so dar, wie der Mythos oder die Heilige Schrift sie beschreibt.

Die beseelte Welt der Jäger

Die alten Mythen der Jäger erzählen von Geistern und Tierwesen. Sie bevölkern ihre Welt. Mensch und Tier sind so eng verbunden, dass sie ihre Gestalt tauschen, einmal Mensch, dann wieder Tier sein können, denn ihr Dasein ist an den Tieren orientiert. Aus vielen Jägergesellschaften kennen wir die Totemverwandtschaft zwischen Menschen und ihren Brudertieren, die häufig intensiver gelebt wird als die leibliche Blutsverwandtschaft. Auf einer magisch-mythischen Ebene war ihre Beziehung zu den Tieren Verbundenheit und Verpflichtung zugleich, denn in ihrer Welt verschmolzen die Seelen der Menschen und der Tiere miteinander und trugen wechselseitige Verantwortung. Auch Ahnen und Geisthelfer erschienen in der Gestalt von Tieren.

Nur aus animistisch orientierten Jägergesellschaften kennen wir diese eigentümliche Seelenverwandtschaft zwischen Mensch und Tier, die den Fokus ihrer Lebenswelt eindringlich charakterisiert. Die Natur ist belebt und Mensch und Tier sind beseelt, wobei die Seele der Jagdtiere ebenso in die Anderswelt wan-

derte wie die der Menschen. In ihren Trancezeremonien konnten Schamanen mit den Tieren sprechen. Diese erschienen ihnen als Helfer und begleiteten sie bei all ihren Aktivitäten, beschützten sie in der »gefährlichen« Anderswelt und standen ihnen mit Rat und Hilfe zur Seite.

Järgesellschaften unterscheiden und trennen nicht zwischen einer diesseitigen Lebenswelt und einer jenseitigen Sphäre. Sie sprechen stattdessen von der Anderswelt, die wie ein Schattenbild der diesseitigen, materiellen Welt gleicht. Sie liegt auf der anderen, der geistigen Seite, in der die Dinge ihren Ursprung haben, und der Tod markiert dabei nur den Übergang in die Anderswelt, in der Tiere und Menschen, oft auch Pflanzen und Geister gleichwertig sind. Der Tod hat deshalb für Jäger keinen wirklichen emotionalen Schrecken. Er ist eine Gegebenheit des Daseins und führt gleitend zur Wandlung in eine neue Lebensform ohne diese als Reinkarnation zu verstehen.

Das kann man aus den Berichten schließen, die arktische Schamanen (Findeisen 1983) oder Jäger der Wüsten Afrikas oder Australiens nach ihrer Rückkehr aus anstrengenden Trance- und Initiationsreisen den europäischen Ethnologen gaben. Häufig wurde das mächtigste Jagdtier, das die Menschen ernährte – hier Wildstier, Hirsch dort Elan, Büffel oder Bär in der Arktis die großen Meeressäuger – als Schöpferwesen verehrt.

Jäger verehrten den »Herr oder die Herrin der Tiere« als ihre Gottheit. Für uns als Christen hieße das, die »Gottheit« zu töten und zu essen. Doch weil sie den Menschen ihr Leben gaben, weil sie durch die Menge ihres Fleisches die Existenz der Gemeinschaft sicherten, wurden sie zu heiligen Schöpferwesen. Denn heilig, d.h. schöpferisch ist das, was Leben gibt, erhält und erschafft.

Die »Seele« – Naturvölker kennen oft viele Seelenteile – stellt die Verbindung dar zwischen den Ebenen der diesseitigen Welt und der Anderswelt, denn an ihr bringt sich das Lebendige zur Gestalt. Jedes Tier war eine Manifestation seiner »Seele«, die in der Anderswelt als eine Art Schöpfungsgedanke existierte, wie der schwedische Ethnologe Paulson (1961) berichtet. Somit war der erjagte Hirsch oder Bär als Ehrfurcht gebietendes Tier eine Gottheit.

In diesem Zusammenhang ergibt sich auch das Paradox, dass der »Herr der Tiere« einerseits seine Tiere schützt, andererseits aber dem Jäger hilft, das Jagdwild zu erlegen, weil es die Gemeinschaft ernährt. Das macht einmal mehr die Verwobenheit von geistiger Anders- und materieller Diesseitswelt deutlich, wobei der Tod dann nur einen Übergang darstellte.

Im 19. Jahrhundert schrieb ein Missionar (Bleek 1938) im südlichen Afrika die Geschichten auf, die ihm der in der Kalahari groß gewordene Kung-Jäger Kabbo erzählte. Diese sehr authentische Mythensammlung ermöglicht einen erstaunlichen Einblick in die phantasievolle Vorstellungswelt der Jäger, die kei-

nesfalls eine animalisch-primitive oder gar rohe Atmosphäre schildern, sondern auf sensible Weise die geheimnisvollen Zusammenhänge ihres Daseins erklären. Alles war belebt und von schöpferischer Kraft erfüllt: Pflanzen, Tiere und Menschen standen in engster Beziehung zueinander. Drei Erzählungen sollen exemplarisch die eigenwillige Gedankenwelt der Jäger illustrieren.

Kabbos erste Geschichte spielt am Ende des Sommers, wenn das Land und die Menschen unter der sengenden Hitze ächzen. Der Tod stellt sich im Löwen dar, dessen roter Mähnenkranz die Strahlen der brennenden Sonne symbolisiert. Er spricht und handelt im Mythos wie ein Mensch. So lange währt seine bedrohliche Herrschaft, bis alles vertrocknet ist und sich die Menschen nur noch mit letzter Kraft am Leben halten können.

Kabbos Erzählung schildert eine sich jedes Jahr wiederholende, zyklische Ordnung des Seins. Sie erklärt die Lebenssituation in der Kalahari mit der Jagd eines Löwen nach einem jungen, lebensvollen Jäger und illustriert damit die Unerbittlichkeit der Sommersonne. Das dramatische Ende der Trockenzeit ist erreicht, wenn der junge Jäger »zerbissen« neben dem Löwen liegt, dessen Kraft mit Beginn des ersten Regens dann ebenfalls gebrochen ist. Beide, das Leben und der Tod, werden ihr Treiben auch im nächsten Jahr wieder aufnehmen, denn der Mythos erzählt vom ewigen Rhythmus und der Wahrheit der Wüste.

Die zweite Geschichte Kabbos handelt von dem Leben spendenden Regenbullen (Bleek 1938, 53), der um eine junge Frau freit, die in dieser Geschichte das dahinschwindende Leben in der Sommerglut verkörpert. Der Regen, das Wasser, der Brunnen handelt wie ein Mann, der um eine Frau wirbt, um ihr beizuwohnen und neues Leben hervorzubringen. *Die dritte Mythe* Kabbos erklärt nichts Geringeres als die Entstehung von Leben: Ein Jäger tötet einen Strauß und trägt ihn heim. Seine Frau legt eine blutige Feder auf die Büsche. Ein kleiner Wirbelwind kommt und bläst die Feder gen Himmel. Sie wirbelt herab ins Wasser, wird nass und »wird sich bewusst, dass sie im Wasser liegt, sie wird Straußenfleisch« (S. 87). Sie setzt Federn an, Schwingen wachsen ihr, sie bekommt Beine und ein neuer Strauß schreitet aus dem Wasser. Seine Entstehung wird als einfaches Wachsen aus sich selbst heraus dargestellt. Die Erfahrung der Jäger besagt, dass im nächsten Jahr an gleicher Stelle, beim gleichen Nest ein neuer Strauß bei den drei Frauen sein wird. Kein Schöpfer erschafft ihn neu, er ersteht einfach durch das Wasser und »lässt sich selbst wachsen«, wie Kabbo es ausdrückt. Das Phänomen der Entstehung aus dem Wasser wird zur Wahrheit im Symbolbild der Straußenvögel.

Jägerkulturen bringen ihre Weltsicht anhand von Tiersymbolen zum Ausdruck, indem sie wichtige Phänomene mit Eigenarten von Tieren assoziieren, ohne

dabei auf deren Größe oder Schönheit zu achten. Neben dem Frosch, der bekanntlich erstaunliche Metamorphosen durchläuft, ist beispielsweise im südlichen Afrika die große Heuschrecke, die Gottesanbeterin, eine

geheimnisvolle Schöpferin. In den alten Weltbildern und Kosmvisionen gibt es keine Trennung zwischen Mensch und Natur. Alles steht miteinander in ursächlicher Beziehung und gehört noch untrennbar zusammen: die mythische Welt der Geister und die Lebenswelt, die Tiere und Menschen, ihre Seelen und Körper, die sich zyklisch auflösen und wieder konkretisieren.

All das symbolisieren Charakteristika der Tierwelt, von denen die Mythen erzählen und die auf Felsbildern magische Gestalt annehmen. Denn Jäger bauen sich keine Kultstätten, um ihre Schöpferwesen zu ehren, sie bringen Tiere und Schöpferwesen in Malereien oder Ritzungen auf Felsen ins Leben. Diese Felsbilder befinden sich an markanten Naturplätzen, Höhlenwänden oder Felsformationen in der ganzen Welt, weil man das Schöpfungsgeschehen, das mit diesen Ort verbunden war, im Prozess des Malens rituell lebendig werden lassen kann. Die Jäger sind durch ihre Totemzugehörigkeit tief verbunden mit den Schöpfungsmythen, in denen diese Tiere handeln; sie fühlen sich als Teil des Geschehens und gehören zu dem Land, in dem sie wandern wie die Tiere, Pflanzen und Geister. Mit der Belebung dieser heiligen Schöpfungsorte durch das Erzählen und Aufführen der Mythen vergegenwärtigen sie die Schöpfungskraft.

Häufig wurden in Bildern und Zeichen mythische Zusammenhänge sichtbar gemacht. Vorhandene Bilder werden nur berührt oder übermalt, wenn sie ihre Kraft verloren haben, und dadurch mit neuer magischer Energie versorgt. Je nachdem, ob man in der Wüste oder in Wäldern, in Sibirien oder Australien, in Frankreich oder Amerika ist, erkennt man Löwen, Elefanten, Rinder, Antilopen, Hirsche oder Bären, man sieht Elfen, Dämonen und Geister, die wie Menschen tanzen oder jagen und dabei das unsichtbare Wirkungspotenzial der Welt offenbaren.

Niemals illustrieren die Felsbilder lebensweltliches Geschehen, Kämpfe etwa oder Jagderlebnisse. Sie stellen im Gegenteil mythische Wesen dar, welche die geistige wie die alltägliche Lebenswelt der Jäger bevölkern und mit ihrem Wirken erfüllen. Es handelt sich um ein magisches Schöpfungsgeschehen, wenn der Regenbulle über den Bildhorizont schreitet oder die Mantis, die Gottesanbeterin, in der zierlich langen Gestalt eines Menschen auftritt, denn im mythischen Denken verwirklicht sich eine magische Handlung in der gewünschten Realität, indem die Symbole ihre Wirkung in der Gegenwart entfalten.

Im Lebensrhythmus der Erde

Die Welt der Ackerbauern sieht anders aus – ihr Lebensfokus ist auf die Felder gerichtet, ihre Welt teilt sich in Himmel und Erde. Als die Menschen vor etwa 10 000 Jahren in verschiedenen Teilen der Welt damit begannen, Nahrung anzubauen, entstand eine bewusste Hinwendung zu Erde, die dazu führte, sie als eine Art Mutter zu empfinden, die ihre Kinder nährt. Überall dort, wo man sich dem Anbau von Getreide und Gemüse widmet, entsteht dieses archaische Bild einer weiblichen, Leben spendenden Erde, der man jetzt die gleiche Ehrfurcht und Achtung entgegenbringt wie einstmalen den Tieren.

In den Mittelpunkt tritt dabei der geheimnisvolle Lebensrhythmus ihrer zyklischen Fruchtbarkeit, der in einer direkten Beziehung zum Himmel und seiner jahreszeitlichen Ordnung steht. Ob in eisiger Winterkälte oder Sommertrockenheit, die Erde durchläuft zyklisch eine Phase der Vegetationslosigkeit, bevor sie aufs Neue fruchtbar wird. Das prägt in ganz entscheidender Weise die Lebenswelt ebenso wie die mythische und religiöse Welt des Neolithikums. Dieser Rhythmus ist für uns heute nur noch von marginaler Bedeutung, weil wir seine Mechanismen und Geheimnisse längst erkannt haben. Für Menschen aber, die beginnen, von den Früchten der Erde zu leben, während ein halbes Jahr lang nichts auf den Feldern wächst, ist das saisonale Sterben und Wiederkehren des Lebens ganz wesentlich. Dafür liefern die mythischen Erklärungen ihrer Lebenswelt und die damit einhergehenden religiösen Riten zahlreiche Belege. Für die Jäger war die ganze Welt von Geistern durchwoben – Berge, Quellen, Wind oder Bäume waren lebendig durch die Anwesenheit unzähliger Geister, die alles Geschehen in der Natur bewirkten. In der bäuerlichen Ausrichtung auf die Felder und den engeren Lebensraum verengt sich dieser offene Blick langsam auf einen geistigen Kontakt zur lebendigen Seele der Erde. Da die Menschen von der Erde, die nun zu einer Art Mutter wird, lebten, gab man ihr alle Hilfe, die sie benötigte, um ihre verborgenen Wirkungspotenziale zu erwecken.

Wo wir heute die Erde mit Dünger versorgen, stimulierten die frühen Bauern die Lebenskräfte der Erde auf rituelle Weise, denn das Leben hatte seinen Ursprung in der Anderswelt, auf die man spirituell und magisch einwirken musste. Sicher wusste man noch nicht, was die Erde an materieller Nahrung, das heißt an Dünger benötigte, um üppige Ernte hervorzubringen, doch eine intensive religiöse Einflussnahme auf das Wachstum und die Erde ist in allen bäuerlichen Kulturen der Welt zu beobachten. Für diese ist es selbstverständlich, die lebendige Erde in ihrem Lebensrhythmus zu begleiten, sie im Winter wie eine schwangere Frau zu behandeln und sie mit geistiger Nahrung, das heißt mit Ritualen, Gaben und Opfern zu versorgen.

Wenn sich im Weltbild der Jäger das Leben einfach aus sich selbst heraus neu formt, wie es der Mythos von der Straußenfeder erzählt, so beginnen sich die Bauern Gedanken darüber zu machen, was denn in der Anderswelt zwischen Sterben und Wiederkehr eigentlich passiert. Alle frühbäuerlichen Kulturen suchten nach einer mythischen Erklärung dafür, wie und wo sich das Leben erneuert. Wie war es möglich, dass es verging, sich erschöpfte und doch immer wieder zurückkehrte? Wer oder was bewirkte die Wiederkehr, was geschah im Tod?

Alle Völker fanden Bilder und Mythen, die – soweit sie uns noch zugänglich und nicht von späteren Vorstellungen überlagert sind – von einer Art »Schöpfung im Tod« sprechen, von einer zyklischen Neuerschaffung der Natur aus sich selbst heraus oder aus Schöpferahnen, deren Tod alljährlich neue Schöpfungsenergie freisetzt und damit die Wiederkehr des Lebens bewirkt. Werden und Vergehen wölbten sich in diesem Bild zu einem geschlossenen Kreis, der Leben und Tod umschließt. Der Kreis veranschaulicht den fließenden Gestaltwandel, bei dem das Leben auf den Tod zuläuft, erstirbt, im Tod ruht und aus dem Nicht-Sein heraus zu neuer Gestalt findet.

Dieses geheimnisvolle Schöpfungsphänomen wird nicht begründet, sondern beobachtet, es folgt einer Schau, einer Vision. Wie ein lang hingezogener Herzschlag, der vom Lauf der Sonne am Himmel verursacht wird, kreist das Leben in ewigen Wiederholungen von Kommen und Gehen ohne Anfang und Ende. Mit dem Winter oder der Sommerdürre schwindet die Lebenskraft der Erde, nichts wächst mehr aus ihr hervor. Schnee und Dunkelheit bzw. Staub legen sich über das Land, während im Frühjahr mit Licht und Wärme neues Leben entsteht. Dieses für uns naturwissenschaftlich zu erklärende Phänomen findet im Neolithikum seine Begründung im Wirken von Geistwesen und Dämonen, die einerseits allem Lebendigen innewohnen, andererseits aber auch Teilnahme und Mitwirkung der Menschen fordern, wenn diese auch künftig von den Früchten der Erde leben wollen.

Das erscheint uns philosophisch gedacht, tatsächlich aber hat diese Beobachtung Menschen auf der ganzen Welt dazu veranlasst, das Leben auf die geheimnisvolle Schöpfungskraft des Todes zurückzuführen.

Dass der Tod schöpferisch sein soll, ist ein sehr ungewohnter Gedanke für uns, die wir seit über zweitausend Jahren von einem einmaligen Schöpfungsakt ausgehen, bei dem das Sein durch den allmächtigen, jenseitigen Gott uranfänglich ins Leben gerufen wurde. Dieser Schöpfergott wird in monotheistischen Religionen in metaphysischer Erhabenheit gedacht, so dass das Dasein in zwei sich konträr gegenüberstehende Bereiche zerfällt: in die geistige, göttliche Sphäre eines himmlischen Königs und Herrschers im Jenseits auf der einen und die materielle Profanität der diesseitigen Lebenswelt auf der anderen Seite.

Der heilige Berg von Göbekli Tepe – ein Heiligtum für Wasser und Erde

ZUR RELIGIÖSEN SYMBOLIK EINES 12.000 JAHRE ALTEN
HEILIGTUMS IN ANATOLIEN



Abb. 1: Der heilige Berg von Göbekli Tepe

Im September 2007 reiste ich in den Südosten der Türkei, um den Archäologen Klaus Schmidt auf dem Göbekli Tepe zu treffen und mir ein Bild von der landschaftlichen Einbettung des alten Kultortes zu machen. Ich wollte sehen, weshalb er für die prähistorischen Järgesellschaften so interessant war. Die Archäologen konnten bislang kaum erklären, welche religiöse Bedeutung diese spektakulären Stelenkreise mit ihren erstaunlichen Tierreliefs hatten.

Verschiedene Zusammenhänge vor Ort ließen mich vermuten, dass dieses frühe Heiligtum auf die Fruchtbarkeit der Erde bezogen war. Denn Wasser und Erde, die hier im Mittelpunkt stehen, bekamen für die ersten Bauern große Bedeutung. Wir können davon ausgehen, dass die Welt dieser Jäger und frühen Bauern von Geistwesen und unsichtbaren Kräften belebt war, deren Wirken sich für uns erkennbar in der Symbolik der Tierbilder auf den Stelen niederschlug. In den zweitausend Jahren seines aktiven Bestehens wurden in Göbekli Tepe keine Gottheiten verehrt, es war im Gegenteil ein Ort, an dem sich auf geheimnisvolle Weise fortwährend Neuschöpfung vollzog – unsichtbare Geistwesen hüteten das Wasser und ließen die Erde fruchtbar sein. Es war ein Ort des Lebensursprungs.

Das Wasserheiligtum

Weit hinein in die fruchtbare Harran-Ebene schiebt sich der letzte Ausläufer der kahlen Hügelketten, auf denen das Heiligtum von Göbekli Tepe liegt. Es ist ein flacher, wenig markanter Kalksteinrücken mit spärlichem Grasbewuchs und uralten Flechten, der einen weiten Blick in die mesopotamische Tiefebene erlaubt. Das trockene Land wird nur von November bis März von Regen belebt und erstarrt zum Ende des Sommers unter einer Staubschicht, von der die alten Sumerer sagten, sie lege sich lähmend wie ein Leichentuch über das Land.

Die fast 12.000 Jahre alte Anlage von Göbekli Tepe wurde im Südosten der Türkei in der Nähe der ehrwürdigen Stadt Sanliurfa errichtet. Heute gilt Sanliurfa mit seinen ergiebigen Quellen als Geburtsstätte Abrahams. 1994 hat der Archäologe Klaus Schmidt in Göbekli Tepe begonnen, gewaltige Stelenkreise auszugraben. Diese zwischen zwei und vier Meter hohen, tonnenschweren Säulen sind mit einem T-förmigen Kopf aus dem dort anstehenden Felsen herausgehauen, sorgfältig geglättet und – teilweise mit faszinierenden Tierbildern versehen – zu Kreisen aufgestellt worden.

Die fünf freigelegten Steinkreise zählen unterschiedlich viele Stelen, von denen der Ausgräber vermutet, dass sie tragende Elemente einer überdachten Konstruktion gewesen sind. Während sich in den älteren Anlagen B und C sieben oder acht Pfeiler zu einem Kreis fügen, sind es in der etwas höher gelegenen und damit jüngeren Anlage D zwölf Stelen, die sich jeweils um zwei höhere Mittelpfeiler gruppieren (Abb. 2).

Etliche dieser Stelen sind mit Tierreliefs verziert, deren ausgereifte bildhauerische Qualität den heutigen Betrachter verblüfft, denn man hat bisher nicht gewusst, dass Menschen schon im 10. Jahrtausend derart kunstvolle und anspruchsvolle Bildwerke gestalten konnten. Sie knüpfen in ihrer Symbolik an die Tradition der Felsbilder an, bei denen die Jäger auf ihren Wanderungen Kontakt zu den Geistern fanden, die in ihrer Vorstellungswelt alles Lebendige durchwirkten. Sie fanden dort Eingang zur Anderswelt, in der das Dasein seinen Ursprung hat. In trockenen Gegenden waren diese Orte häufig mit Wasser als Quell des Lebens verbunden. Und Felsbilder sind in Ostanatolien durchaus bekannt.

Ebenso erstaunlich wie die Bildwelt ist auch die Tatsache, dass die frühen Menschen in Göbekli Tepe handwerklich in der Lage waren, diese tonnenschweren, meterlangen Steinkolosse in einem Stück rechtwinklig aus dem Felsen zu lösen und zu glätten, die großartigen, erhabenen Hochreliefs zu hauen, die Stelen zu transportieren und vor Ort in Kreisen aufzurichten. Sonderbar ist nur, dass die Stelen nach dem Befund der Ausgräber so instabil aufgestellt wurden, dass sie von

Mauern gehalten werden mussten. Der unregelmäßige Verlauf der Mauern lässt keinerlei Raumkonzept erkennen. Das rohe Schottergemäuer passt sich wohl der Rundung der Stelenkreise an, hat jedoch weder erkennbare Eingänge noch Durchlässe, und die verbleibenden Zwischenräume sind so schmal, dass sie kaum die Funktion von Gängen, erst recht nicht die von Räumen erfüllen konnten.

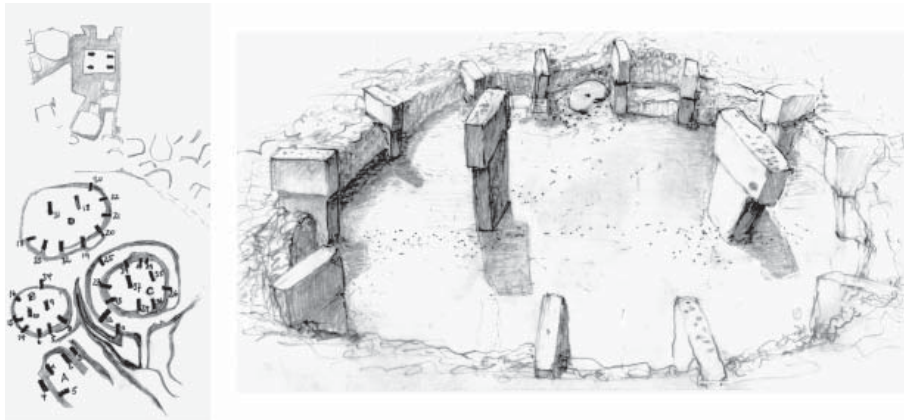


Abb. 2: a) Grundriss der Stelenkreise A, B, C und D sowie des rechteckigen Löwenheiligtums. – b) Stelenkreis D.

Nur die obere kleine Anlage des quadratischen sogenannten »Löwenheiligtums« (Abb. 2a) ist in eine mannshohe und meterdicke Mauerschicht gebettet, so dass ein wirklicher Raum entstanden ist, der aber ebenso himmeloffen wie alle anderen Kreise war. In ihm stehen nur noch vier mit Löwen dekorierte kleinere Stelen. Er datiert bereits aus der Spätzeit Göbekli Tepe – Klaus Schmidt sieht in Nervali Cori, einer weiteren T-Pfeiler-Anlage aus dem achten Jahrtausend v. Chr. – heute im Euphrat-Stausee versunken – eine Fortsetzung dieses Raumkonzeptes. Denn auch dort standen charakteristische T-Pfeiler frei in einem zum Himmel offenen Raum von einer stabilen Mauer umgeben. Die Stelen Nervali Coris trugen allerdings keine Tiersymbole (Hauptmann, 1999).

Die Mauern von Göbekli Tepe wirken eigentümlich grob und provisorisch im Vergleich zur handwerklichen Qualität der Stelen. Diese standen teilweise wackelig und nur schwach fundiert in den stützenden Mauern, die manchmal sogar die Bilder verdeckten. Dabei versichert Klaus Schmidt, dass Stelen und Mauern eindeutig aus derselben Zeit stammen, so dass die Stelen tatsächlich niemals wirklich

frei gestanden hätten, was doch merkwürdig ist. Wieso sollten die Erbauer die mächtigen Stelen so flach in den Untergrund eingelassen oder auf den hart gestampften Terrazzoboden gestellt haben, dass sie von diesen unschönen Mauern gestützt werden mussten? Wohl kaum aus technischem Unvermögen!

Die Mittelstelen aller Anlagen – wie im Wasserheiligtum doppelt gestellt – sind alle gleich nach Süden ausgerichtet. Meine anfängliche Vermutung, sie könnten eine frühe zeitlich, räumliche Orientierung am Sonnenlauf und damit eine Anbindung an die Ordnung des Himmels belegen, ließ sich vor Ort jedoch nicht bestätigen. Welche Bedeutung die Doppelung der Stelen hatte, lässt sich auch hier nicht erkennen, obwohl die große Schale am Boden vor der Mittelstelen in der Anlage B (Abb. 9b) auf einen Bezug zum Wasser deuten könnte, der aber kaum die jeweilige Paarung begründet.

Aus dem mit Kieselsteinen und Flintabschlägen durchsetzten sehr fruchtbaren, lehmigen Material, mit dem die ganze Anlage verfüllt wurde, sind große Mengen von Tierknochen ans Licht gekommen, die von den Ausgräbern als Schlachtabfälle interpretiert werden. Diese Knochen lieferten interessante Aufschlüsse: C14-Analysen belegten, dass alle Tierknochen aus der Zeit zwischen 10.000 und 8000 v. Chr. stammen, die Anlage also zweitausend Jahre lang belebt war. Geborgen wurden weder Langknochen noch Schädel, sondern nur kleine Knochenstücke, deren Auswertung ergab, dass es sich ausschließlich um Knochen heimischer Jagdwildes handelte: Gazellen, Auerochsen und Wildesel, Füchse und Wildschweine. Schafe oder Ziegen als domestizierte Tiere sind in Göbekli Tepe nicht zu belegen. Die Gegend muss noch locker bewaldet gewesen sein, so schließen die Archäologen, mit feuchten Senken, in denen Wildschweine, Esel, Gazellen und Rinder Nahrung fanden.

Wirklich interessant aber ist, dass das Spektrum an Jagdtieren aus der Verfüllung nicht identisch ist mit den auf den Stelen dargestellten Tieren (Peters/Schmidt 2004). Man kann also die Tiere auf den Reliefs nicht mit dem Jagdwild gleichsetzen, sondern muss sie als Symbolbilder verstehen. Die vielleicht wichtigste Information, die sich aus dem Knochenmaterial ergibt, ist die, dass Göbekli Tepe in der gedanklichen Sphäre von Menschen entstanden ist, die ihr Weltbild noch über Tiere definierten. Die Welt der Jäger ist auf die Tiere bezogen, die ihnen Leben geben, die sie als Geistwesen und vielleicht auch als Totemverwandte begleiten, so dass sich ihre lebensweltlichen Erfahrungen in Tieren symbolisieren. Ihre Welt war immer aufs Engste mit der Natur verbunden, Mensch und Natur stellten keinen Gegensatz, sondern ein lebendiges Ganzes dar, das von schöpferischen Energien durchpulst war, die sich an besonderen Plätzen offenbarte.

Was könnte nun Göbekli Tepe, diesen auf den ersten Blick trockenen und unspektakulären Hügel, für die Jäger zu einem so bedeutungsvollen Ort gemacht

haben? Sie werden nicht ohne Grund einen heiligen Platz dort oben im Wind angelegt haben. Abgesehen von der etwa fünfzehn Meter hohen Aufschüttung handelt es sich nämlich keineswegs um einen Berg, sondern eher um ein sternförmiges Plateau, auf dem diese gewaltigen Stelen errichtet wurden – und das wohl kaum von Jägern, sondern von zumindest schon teilmobilen Bauern. Was mag frühe Jäger-Bauern bewogen haben, sich auf dem kargen Hügelrücken ein Heiligtum zu bauen, wo doch ihre ersten kleinen Felder in der fruchtbaren Ebene gelegen haben werden, in den feuchten Senken der Flüsse oder bei den starken ganzjährigen Quellen von Sanliurfa. Denn dort war man schon sehr früh sogar zu permanenter Sesshaftigkeit gelangt. Die Genforschung hat belegen können, dass unweit bereits um 10.000 v. Chr. Weizen kultiviert wurde und dass sich die Menschen gut von ihren Feldern ernähren konnten.

Die Heiligkeit des Platzes muss also in dem Plateau selbst begründet liegen. Noch tradierten die Bauern das mythische Erbe ihrer Jägerahnen, obwohl die saisonale Fruchtbarkeit der Erde, ihr Vegetationszyklus und die Abhängigkeit vom Wasser nun eine lebensweltliche Situation geschaffen hatten, die sie religiös an die Erde band, denn diese nährte jetzt die Menschen. Könnten diese Jäger-Bauern hier zum Ende des Sommer, wenn Erde, Tiere und Menschen unter der Trockenheit stöhnten und der Tod über dem Land lag, die schöpferischen Kräfte der Erde oder den Regen herbeigerufen haben?

Als ich im September 2007 in einem weitem Kreis den Berg von Göbekli Tepe umwanderte, fiel mir auf einmal das schmale Bett eines trockenen Baches auf, dessen Quelle auf halber Höhe im Südhang zu liegen schien. Ich hatte ihn in dem vertrockneten Gras zunächst gar nicht bemerkt und stieg den Hang hinunter. Da entdeckte ich sie nun wirklich direkt unterhalb der Ausgrabung: eine Quelle. Majestätisch thronte in der perspektivischen Verzerrung von hier unten aus der mächtige Erdhügel mit den vielen Stelen darin. Zwischen den Armen des Plateaus entspringt also eine Quelle, stellte ich fest, die heute ein saisonaler Wasserlauf ist. Aus einer etwa zwanzig Meter langen, mit kleinen Schälchen übersäten Felsschulter, die das Tal gewissermaßen abriegelt, quillt aus dem Inneren des Berges Wasser hervor (Abb. 3b).

Als ich dann neugierig über die anderen Arme des Plateaus lief, fand ich drei weitere Quelläbäche, die im September längst trocken waren, deren Wasser aber nach Osten, Norden und in etwa auch nach Westen strömen. Der Göbekli Tepe ist also ein Berg mit vier Quellen! Ich musste an die alten Paradiesvorstellungen mit den vier Flüssen denken, die von einem Zentrum aus in alle vier Himmelsrichtungen fließen und den Berg zum »Nabel der Welt« machen. Im »Lexikon der traditionellen Symbole« heißt es unter den Stichwort »Fluss«: »Die vier Flüsse des Paradieses, die in die vier Himmelsrichtungen fließen, entspringen aus einer

Quelle am Fuße eines Lebensbaumes bzw. aus einem Felsen im Zentrum des Paradieses« (Cooper 1986). Das klingt, als hätte Cooper den Göbekli Tepe beschrieben, denn in seiner Mitte wächst auch heute noch ein Baum, zu dessen Füßen aus vier Quellen heiliges Wasser entspringt (Abb. 3a).

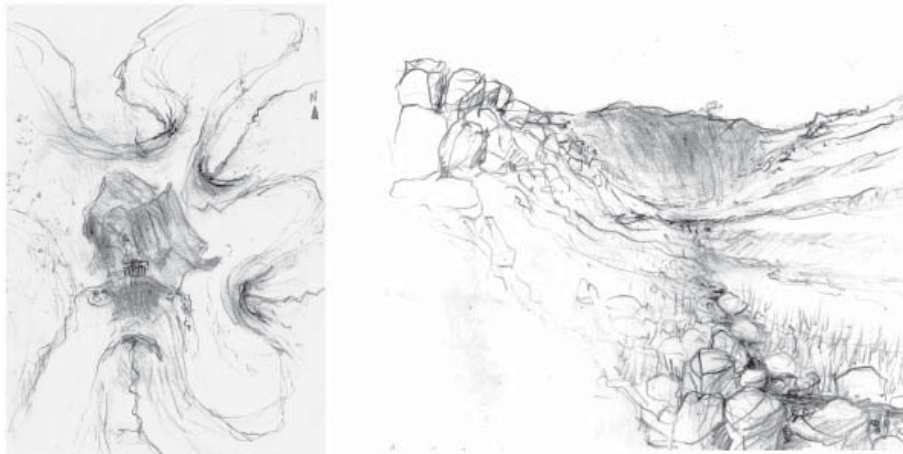


Abb. 3 a) Luftaufnahme des Berges mit den vier Quellen. – b) Die Südquelle des Göbekli Tepe von unten gesehen.

Das bedeutet, dass der Göbekli Tepe ein Omphalos war, eine Ort war, »von dem aus das Universum genährt wird. Der Omphalos ist ein Symbol der Erde und jedweder Entstehung, ein Ort, an dem Himmel und Erde einander begegnen« (Cooper, 1986). Die starke Symbolik der vier Leben spendenden Flüsse als Bild für das Paradies hat sich bis in die Formulierungen der Thora und damit in die monotheistischen Religionen hinein erhalten. Wahrscheinlich war der Göbekli Tepe – so unscheinbar der Ort auf den ersten Blick ist – schon in frühester Zeit ein »Weltzentrum« gewesen, denn von seinen vier Quellen wird die Welt mit Lebenskraft und Fülle versorgt.

Das Plateau des Göbekli Tepe zeigt tiefe Einschnitte, und das Wasser rinnt in allen vier Quellen auf gleicher Höhe aus dem Berg. Geologisch gesehen liegt hier vermutlich eine Wasserlinse in der Bankung des Kalkfelsens, aus der das Wasser in Millionen von Jahren die tiefen Einschnitte herausgewaschen hat. Es ist wirklich ein erstaunlicher Ort, denn der Augenschein lässt nicht erkennen, woher das Wasser hier oben kommt. Es fließt offensichtlich von weither im Inneren des Berges herbei und quillt am Ende der Hügel heraus, wenn der innere Wasser-

spiegel hoch genug ist. Vor 12.000 Jahren könnten diese Quellen noch permanent gewesen sein, was in einer sonst trockenen Umgebung um so wunderbarer erscheinen musste. Vielleicht bauten die ersten Bauern an den Ufern dieser vier Bäche des Göbekli Tepe ihr Getreide an, denn das Wasser quoll aus dem heiligen Leib der Erde, und die Felder dort werden als besonders fruchtbar angesehen worden sein.

Im Siedlungsschutt des nahe gelegenen Sanliurfa hat man bei Bauarbeiten nahe den starken permanenten Quellen eine ungewöhnlich große männliche Steinstele gefunden, die aus dem 10. Jahrtausend v. Chr. stammt (Abb. 5c). Sie steht heute im örtlichen Museums und verkörpert vermutlich die Zeugungskraft des Wassers. Das soll nicht heißen, dass sich Wasser als eine Gottheit darstellte. Es gab keinen Gott, der über das Wasser herrschte, der es sprudeln oder versiegen ließ. Der Mann bringt das Zeugende des Wassers zum Ausdruck.

Im Zusammenhang der Neuzeugung muss der von Klaus Schmidt als »Felsenheiligtum« bezeichnete Ort mit seinen tiefen Becken gestanden haben, den ich als das »Wasserheiligtum« interpretieren möchte. Der Platz liegt auf dem Felsplateau des Göbekli Tepe direkt neben dem großen Erdhügel. Der anstehende Fels ist dort auf einer Fläche von etwa 20 x 30 Metern fein geglättet und übersät von unzähligen »Berührungsschälchen«, wie sie weltweit belegt sind. Denn man stimulierte die Schöpfungskräfte eines Ortes, indem man in der Geste des Ursprungs den Stein rieb, so dass schließlich ein Schälchen zurückblieb (Abb. 5a).

Eine flache Simsante markiert dort einen »Raum«, in dessen Mitte zwei symmetrisch auf eine Art Eingang bezogene runde Steinsockel herausgearbeitet sind (Abb. 4). Klaus Schmidt vermutet, dies könnte die Basis für zwei Steinsäulen gewesen sein, die analog zu den beiden Mittelsäulen der Steinkreise frei in den Himmel ragten. Das ist vor allem deshalb interessant, weil hier nicht nur das Stelenpaar stand, sondern auch zwei runde Wannen aus dem Fels gehauen sind. Die deutlich in einer Beziehung zu den Steinsäulen stehenden, fast zwei Meter tiefen Wannen können eigentlich nur Wasser enthalten haben.

Hier fallen allerdings nur wenige Zentimeter Niederschlag im Jahr, so dass sich kaum nennenswert Regenwasser in den Brunnen oder Zisternen gesammelt haben kann. So ist eher anzunehmen, dass hier das Wasser aus den vier heiligen Quellen zusammengetragen und vermischt wurde. Man schuf dem Wasser einen Platz, an dem es blieb, nicht fortfluss und bald wieder versiegte, wie die freien »Wasserwesen« der Quellen. In dieser Manifestation seiner selbst konnte das Wasser, konnten die »Wasserwesen« in den runden Becken zu Gestalt und permanenter Gegenwart gelangen.

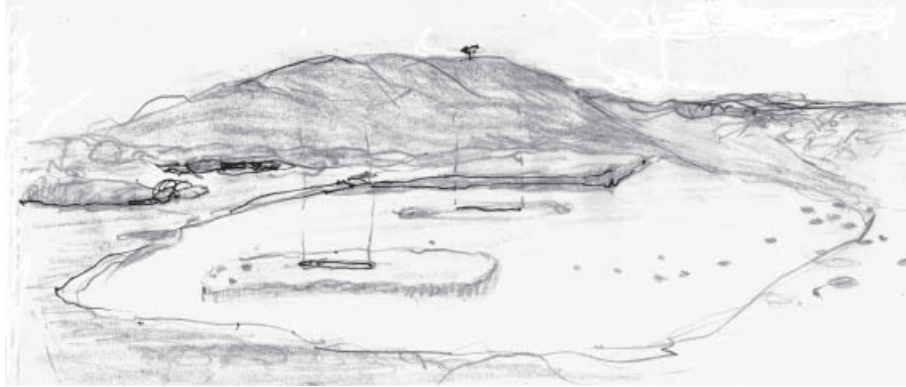


Abb. 4: In den Schäften der runden Basen könnten Säulen gestanden haben, links daneben die zwei tiefen Becken.

Vielleicht brachte man das erste Wasser des Jahres herauf oder nahm bei jedem Besuch des Heiligtums Wasser in Tierhautschläuchen mit und füllte die »Brunnen-Becken«. Möglicherweise ließ man das Wasser aber auch in der Sommerhitze verdunsten, um seine zyklische Wesensart zu offenbaren. Dann »schließen« die »Wasserwesen« nämlich und die Keiler, Löwen oder Dämonen des Todes hatten gesiegt. Jäger erzählen sich Geschichten von Keilern, Löwen oder wild dahinstürmenden Geistern, die in der Trockenheit ihr Unwesen treiben und zu zerstörerischen Mächten werden. Nicht abstrakt oder gar metaphysisch, sondern nur in mythischen Vergleichen konnten sich Jägerkulturen das geheimnisvolle Phänomen zyklisch versiegenden und wiederkehrenden Wassers erklären. Wenn die Quellen wieder erwachten, könnte man die »Wasserwesen« ehrfürchtig in die Becken getragen haben. Noch heute glänzen nach Regenfällen die unzähligen großen und kleinen Schalen des heiligen Platzes im Licht der Sonne wie Wasseraugen.

In einem der beiden Becken ist eine Steinsäule stehen gelassen worden. Sorgfältig aus dem gewachsenen Fels geschlagen, steht sie in der Mitte des Beckens wie ein Phallus und versorgt das Wasser mit Zeugungsenergie (Abb. 5a).

Das mag befremdlich klingen, doch präsentiert sich in Göbekli Tepe das männliche Glied als Symbol von Zeugungskraft auch in einem Steinidol, das nur aus Kopf und gewaltigem Phallus besteht (Abb. 5b). Es ist keine zeugungspotente Gottheit, sondern verbildlicht die notwendige Zeugungskraft, damit nach dem sommerlichen Tod die Erde wieder fruchtbar wird. Auch die stabähnliche männliche Stele von Sanliurfa (Abb. 5c) wurde bei Quellen gefunden, so dass ein Zusammenhang besteht und man annehmen kann, dass mit Beginn der Land-

wirtschaft im 10. Jahrtausend v. Chr. der Regen oder das Wasser als männlich angesehen wurde im Sinne dessen, dass er das Wesen Erde belebt und befruchtet – vielleicht im Bild eines Samenergusses des Himmels. Man kann sich die Zeugungspotenz des Himmels als Regen recht bildhaft vorstellen oder die Steinsäule als Phallus der männlichen »Wasserwesen«, welche die Erde schwängern. So versorgt der im Steinbecken stehende Stab das Wasser mit magischer Zeugungspotenz.

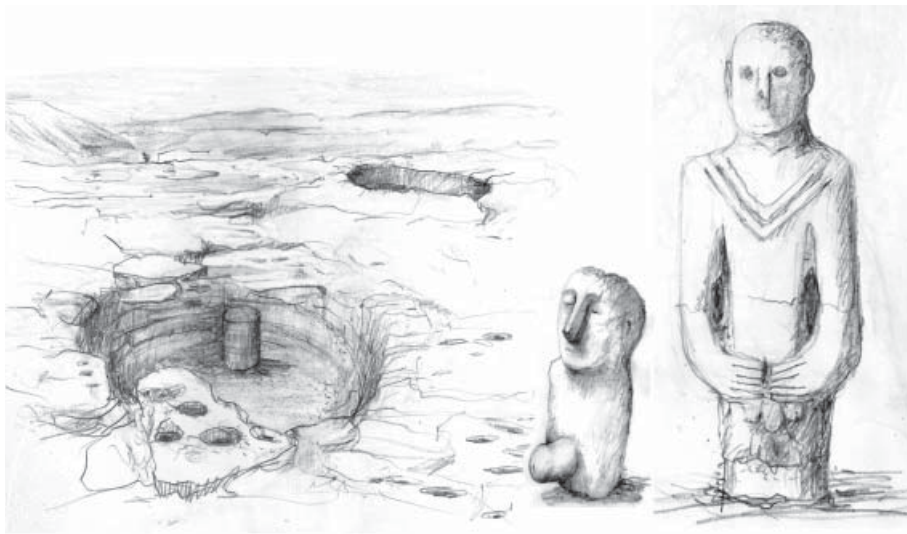


Abb. 5: a. Wasserbecken mit einer Steinsäule, die Männlichkeit symbolisiert. – b. Figur mit überdimensioniertem erigierten Penis. – c. Die anderthalb Meter große männliche Steinstele von Sanliurfa.

Aber noch ein Aspekt kommt hinzu: Der Stein selbst manifestiert das Nicht-Sein; er weist symbolisch auf die Leblosigkeit während der Trockenzeit hin. In seiner Starre und Bewegungslosigkeit verkörpert der Stein den saisonalen Tod, das »Nicht-in-der-Gestalt-Sein« des Lebens. Aus diesem Nicht-Sein heraus aber erschafft sich das Leben aus sich heraus immer wieder neu. Der leblose Stein wird deshalb zu einem bildhaften Symbol geheimnisvoller Schöpfungskraft. Als aufgerichteter Naturstein oder wie in Göbekli Tepe als gewachsener Stab offenbart er dann etwas »Göttliches«.

Jahrtausende später soll in Sumatar, einem nur achtzig Kilometer südlich von Göbekli Tepe gelegenen Heiligtum neolithischen Ursprungs, eine mit Stierhör-

uern geschmückte Steinsäule als Manifestation der Gottheit Marilaha gestanden haben. Nach vielen Jahrtausenden hatte sich das Phänomen des Schöpferischen zu einer Gottheit verkörpert, deren Zeugungskraft sowohl in der Gestalt der stehenden Säule als auch im Symbolbild eines Stiers zum Ausdruck kam. Denn der Stier »als Symbol des Fruchtbarkeit bringenden Gewitterregens« steht mit seiner gewaltigen Kraft für größtmögliche Zeugungsenergie (Cooper, Stier). In diesem Sinne wurden Jahrtausende später auch die Herrscher vorderasiatischer Hochkulturen noch als »Stier« tituliert, denn sie garantierten mit ihrer Kraft, Potenz und Macht das Wohlergehen und die Fruchtbarkeit des Landes.

»Eine Säule symbolisiert den Ursprung im Mittelpunkt des Himmels und der Erde, in dem alle Geistwesen und das ganze Universum geboren werden«, formulierte der Japaner Obyashi (1981,44). Er bestätigt die Symbolik der Steinsäule auch für Japan, wenn er sagt, dass das ganze Universum durch die Vereinigung von Säule und Scheibe, dem männlichen und dem weiblichen Prinzip, Gestalt gewinnt. In Indien wird noch heute der Schöpfergott Shiva in einem Lingam, einer den Phallus verbildlichenden Steinsäule dargestellt, der in der rund geöffneten Vulva von Yonis, dem Prinzip des Weiblichen, steht.

Bei diesen wenigen Beispielen vereinigen sich das Stehende und das Runde. Sollte dieser Gedanke auch schon im Wasserheiligtum mit den zwei Säulen in den runden Scheiben der Basis Gestalt angenommen haben und mit der Steinsäule im runden Wasserbecken? Wäre hier schon das erschaffende Prinzip der Natur in Symbolen von Männlichem und Weiblichem zum Ausdruck gekommen? Das wäre so erstaunlich wie die enormen handwerklichen Fähigkeiten der Menschen, die Göbekli Tepe bezeugt.

Die glänzende Scheibe des Wasserspiegels in den großen Becken formte ein Symbolbild, das sich auf dem Göbekli Tepe in vielen aus der Verschüttung geborgenen Steinscheiben wiederholt (Abb. 6). Die Steinsäule im Wasserbecken durchbrach die runde Wasseroberfläche – ähnlich wie der Lingam die Yonis – und ließ in dessen Mitte ebenso wie in der Mitte der Steinscheiben ein Kreisloch entstehen (Abb. 6). Die Archäologen können keine Erklärung für diese runden Scheiben mit den unterschiedlich großen Mittellöchern geben – aus religionswissenschaftlicher Sicht ist der Kreis ein altes Ursprungssymbol: »Das Runde ist als die natürlichste aller Formen heilig«, weil es Vollkommenheit und das In-Sich-Geschlossene darstellt, so dass »der Kreis zum Sinnbild des Kosmos« werden kann und den Nabel der Welt als den Ursprungsort des Seins anzeigt (Cooper, Kreis).

Das Bild des ganzen Universums, der Erde, des Weiblichen, der Ursprung allen Seins manifestiert sich in der Form einer Kugel, einer Scheibe, eines Kreises. In einem Loch, das von einem Ring gebildet wird, oder in einer Scheibe mit einem kleinen Loch – die Proportionen sind bei einem Symbol nicht wesentlich – ver-

bildlicht sich auch der ständige Gestaltwandel, der Leben und Tod zu einem endlosen Kreislauf werden lässt. In diesem Sinne ist auch das altchinesische Himmelssymbol eine Scheibe mit einem Loch als Ursprung alles Seins. Uralt ist dieser Gedanke der Entstehung: In der Vereinigung von männlichem Himmelswasser und weiblicher Erde wird immer wieder Leben erschaffen, und zwar in magischer Weise: Indem eins und eins nicht zwei, sondern drei ist. Aus der Vereinigung entsteht ein Drittes, nämlich das Leben.



Abb. 6: a. Reibsteine, gelochte Scheiben und Fragmente von Steinringen aus der Verschüttung der Steinkreise. – b. Kragenstein, in situ am Boden eines Steinkreises gefunden.

In den frühen Hochkulturen des Vorderen Orients – sieben- oder achttausend Jahre später – personifiziert sich das Schöpferische in Gottheiten, die uranfänglich die Welt erschaffen und Macht über Leben und Tod haben. Dann sind sie unsterblich, herrschen über die Natur und fordern Gehorsam von den Menschen. Jäger und frühe Bauern hingegen erfahren das Schöpferische in der zyklischen Wiederkehr des Lebens und der Ordnung der Natur, die aus sich selbst heraus erschafft. Leben und Tod bilden dabei einen Lebensrhythmus, der zwischen Sein und Nicht-Sein pendelt.

Zur Symbolik der Tiere

Jeder Betrachter wird verblüfft sein von der handwerklichen Meisterschaft der Tierreliefs auf den Stelen der großen Steinkreise, die im Gegensatz zu dem himmeloffenen Wasserheiligtum unter einer Erd-Aufschüttung verborgen waren. Es sind Tierbilder von erstaunlicher Realität und Schönheit, die man bis dato den vor 12.000 Jahren lebenden Menschen nicht zugetraut hatte. Gewiss dienten diese Bilder nicht dekorativen Zwecken, sondern müssen eher als urzeitliche

Symbolbilder betrachtet werden. Wenn wir uns mit der Symbolik dieser Tierbilder beschäftigen, so steht uns heute kaum mehr ein direkter Zugang zur Verfügung. Aber Symbolbilder verlieren ihre Bedeutung nicht, hüllen sie oft nur in ein neues Gewand, unter dem man ihre archaische Grundaussage aber durchaus noch erkennen kann.

Wenn zur Entschlüsselung der Tiersymbolik nun einige Annäherungen aus anderen Kulturen erfolgen, dann deshalb, weil ihre lebensweltliche Situation vergleichbar ist und die zyklische Wiederkehr des Lebens von ebenso existenzieller Bedeutung für sie war wie für die Menschen von Göbekli Tepe. Dabei muss man ganz klar sehen, dass die Tiere bei aller Naturgenauigkeit nicht illustrativen Charakter hatten, nicht zweckorientierte Jagdmagie waren, auch nicht als bildliche Darstellung von mächtigen Tiergottheiten zu verstehen sind, sondern mythische Erklärungsmodelle der Welt sind. Die Symbolbilder konkretisieren Wirkungspotenziale, die ganz allgemein dem Leben und seinen geheimnisvollen Phänomenen galten. Im Folgenden werden auch Lexika (Lurker, Cooper) zitiert, um Standardwissen und nicht individuelle Zugänge zu vermitteln.

Das häufigste Symbol auf den Stelen ist die *Schlange*, die mit ihrem kurzen, dicken Leib und dem dreieckigen Kopf wie eine Viper aussieht (Abb. 7). »Schlangen sind ein äußerst komplexes und universelles Symbol. Sie wurden für zweigeschlechtlich gehalten und sind somit das Attribut aller aus sich selbst heraus schaffenden Kräfte.« (Cooper 1986, Schlange) Da sie sich wie Bachläufe durch das Land schlängeln, wurden sie immer auch in enge Beziehung zum Wasser gesetzt. Sie gehören der Erde an, in der sie leben, und ihre seltsame Häutung gilt als Symbol der Erneuerung. Ihr geheimnisvolles, weil geräuschloses und zugleich gefährliches Wesen rückt sie in die Nähe der Anderswelt und der schöpferischen Sphäre des zyklischen Todes. Schlangen haftet etwas Geheimnisvoll-Schöpferisches an.

In Indien beispielsweise repräsentieren die verschlungenen Körper der *naga*-Schlangen Erde und Wasser in ihrer Leben spendenden Vereinigung, und für die Chinesen ist die »Drachen-Schlange ein Regenbringer und Träger der Lebenskräfte des Wassers, der Fruchtbarkeit und Verjüngung«. Als »Kundalini steht die Schlange für die verborgene, noch nicht erweckte Energie des Seins«. In Japan ist sie die Personifizierung regenbringender Stürme, und auch bei den Kelten ist die Schlange dem »heiligen Wasser und Brunnen« zugeordnet. (Cooper, 1986, Schlange) Selbst in regenreichen Ländern wie Peru steht die Schlange in Verbindung mit dem Wasser, das heilt sowie Leben und Fruchtbarkeit bringt. Die Traumzeitschlange der australischen Aborigines, die auf unzähligen Felsbildern dargestellt ist, erschafft die Welt, wenn sie sich als Bach durch das ausgetrocknete Land schlängelt. Traumzeit ist dann Schöpfungszeit, ist

jene geschichtslose, sich ewig wiederholende Urzeit, in der sich die Welt aus sich selbst heraus erschafft.



Abb. 7: Verschieden Stelen mit Schlangensymbolen.

In ihrer Affinität zum Wasser offenbaren die Schlangen in Göbekli Tepe, wo das Wasser gleich aus vier heiligen Quellen sprudelt und ihm ein besonderes Wasserheiligtum gewidmet ist, die vielleicht mächtigste Schöpfungskraft. Die Schlangen auf den Stelen kriechen alle in die Erde hinein (Abb. 7) – weisen sie auf den Rückzug des Lebens in die stille Dunkelheit der Erde hin? Wandelt und erneuert sich im Vorstellungsrahmen damaliger Menschen das Leben, so wie Schlangen sich in der Erde häuten und dann wie neugeboren erscheinen?

Das spektakulärste Tier in Göbekli Tepe aber ist der *Keiler*. Mit seinen starken Hauern und dem großen Gebiss ist er betont aggressiv und gefährlich dargestellt (Abb. 8). Man hat Fragmente gefunden, die ein überdimensioniertes und fast abstrahiertes Gebiss zeigen (Abb. 8d). In der Tat können wilde Keiler sehr gefährlich werden. Sie symbolisieren mit ihren scharfen Reißzähnen ähnlich wie die Löwen (Abb. 12) oder das kriechende Untier aus dem Stelenkreis C (Abb. 8b) das Töten als einen Akt, der ins Nicht-Sein führt.

Der Keiler scheint in Göbekli Tepe eine wichtige Rolle gespielt zu haben, denn etliche etwa einen halben Meter große Steinidole des Keilers wurden gefunden.

Klaus Schmidt nimmt an, dass sie auf den Mauern der Steinkreise standen. Die Aggressivität des Keilers verweist auf ein wesentliches Element der Natur-Religionen: der Tod als Voraussetzung für neues Leben. In vielen neolithischen Kulturen kann man beobachten, dass todbringende Raubtiere zu mächtigen Schöpfertieren werden, weil in zyklischer Ordnung der saisonale Tod neues Leben generiert. Der Tod erscheint dann als Schöpfer. Das ist auch die Erklärung für die seltsame Zusammengehörigkeit von Tod und neuer Fruchtbarkeit, die für viele bäuerliche Kulturen belegt ist.

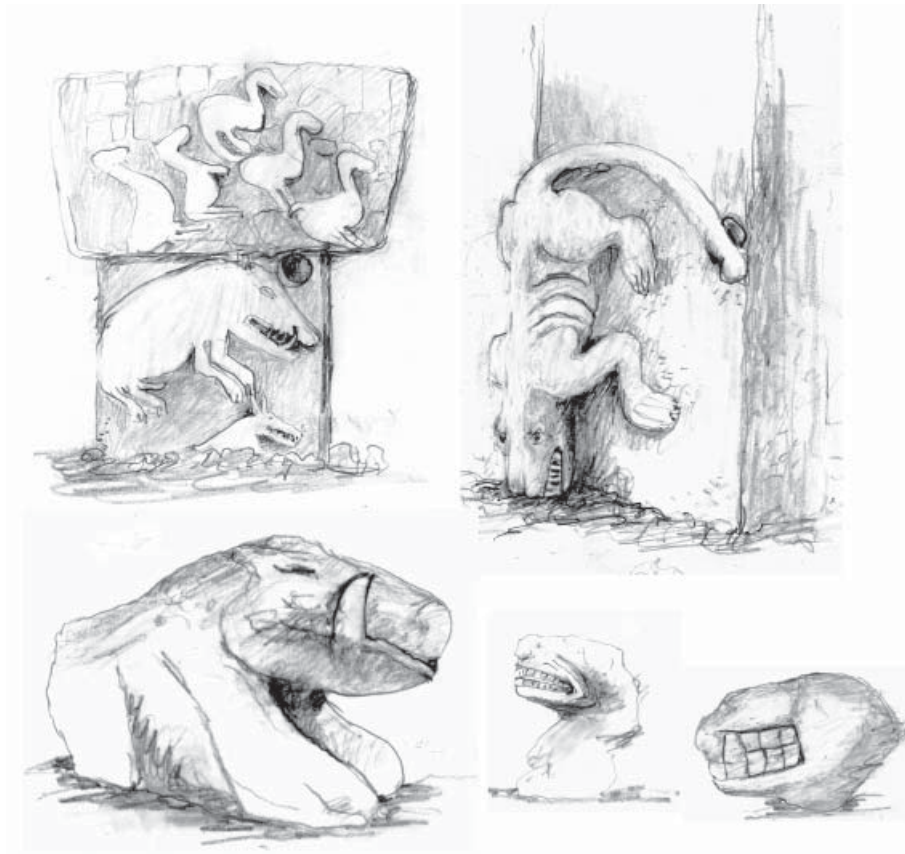


Abb. 8: Keiler mit Raubtiergebiss – a. Keiler auf der Stele 12 über einem Fuchs. – b. Ein in einem Stück mit der Säule aus dem Fels gehauenes Monster aus dem Stelenkreis C. – c. Keilerplastik, etwa vierzig Zentimeter groß. – d. und e. Fragmente gefletschter Zähne.

Es ist aufschlussreich, dass achttausend Jahre später einige der »sterbenden und auferstehenden Götter« Vorderasiens durch einen Keiler zu Tode kommen. »Der sumerische Vegetationsgott Tamnuz wurde wie Adonis auf der Jagd von einem Keiler getötet. In beiden Fällen repräsentierte der Eber den ‚Keiler des Winters‘, der zum Kommen des Frühlings führt« (Cooper 92, boar). Dieser Hinweis illustriert die Symbolbedeutung des Keilers recht gut – er führt zu neuem Leben. Bei den Kelten soll der Keiler als übernatürliches Tier im Zusammenhang mit Kampfesmut, Gastfreundschaft und Fruchtbarkeit gestanden haben. Diese Kombination überrascht zwar, belegt aber auch den archaischen Kontext von Kampf, Tod und Fruchtbarkeit. Im vedischen Kulturkreis inkarnierte der Schöpfergott Vishnu in einem Keiler, der als erster die Erde beackerte, indem er sie mit seiner Schnauze aufriß. Als Sau wird das Wildschwein »zur Quelle des Lebens«, denn seine Symbolik beinhaltet »Lebenskraft und Vitalität« (Cooper, boar). Der Keiler, der sich in den Mythen der anatolischen Jäger sicherlich als mächtiges Wesen darstellte, wurde in Göbekli Tepe ganz offensichtlich als eine große Schöpfergöttheit verehrt.

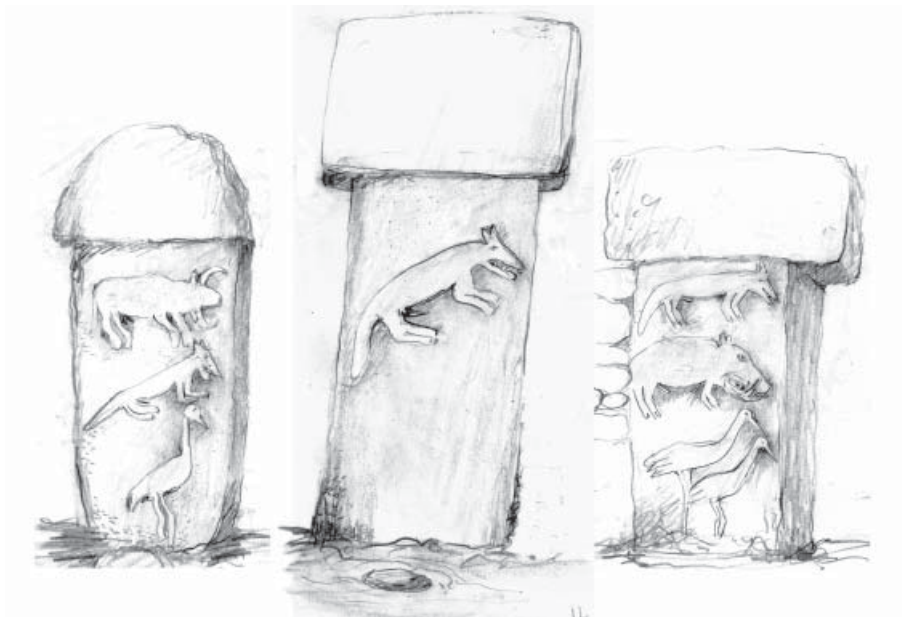


Abb. 9: Fuchs – a. Stier, Fuchs und Kranich auf Stele 2, etwa 2,50 Meter hoch. – b. Fuchs auf einer der beiden großen Mittelstelen in der Anlage B; vor der Stele eine dreißig Zentimeter große Wasserschale. – c. Keiler zusammen mit Fuchs und zwei Kranichen auf Stele 38.

Die Pyramiden als Auferstehungstempel

ZWISCHEN 6000 UND 2000 V. CHR.

*L*ange schon vor Beginn des Alten Reiches hatten sich Nomaden aus der Sahara ins Niltal zurückziehen müssen, da die rapide zur Wüste verkarstende Savanne seit etwa 9000 v. Chr. immer weniger Lebensraum für Menschen und Tiere bot. Aus dieser existenzbedrohenden Situation heraus entwickelte sich in der lang gestreckten Niloase viel früher als in anderen Teilen der Welt eine sesshafte, auf den Fluss bezogene Kultur, deren Besonderheit darin bestand, dass sie über Jahrtausende an einem Schöpfungsmythos festhielt, der schließlich eine ungeheure rituelle Dimensionen annahm.

In diesem Kapitel beschäftige ich mich mit der mythischen und symbolischen Eigenart dieser besonderen Religion und der zyklischen Fruchtbarkeit der Niloase. Die interessanten Einblicke in diese frühe Periode ägyptischer Kultur fußen auf dem reichen ikonographischen Material, das sie hinterlassen hat, bevor sie mit Beginn des Alten Reiches ihren glanzvollen Höhepunkt erlebte, um dann am Ende der 6. Dynastie lautlos in eine neue religiöse Form überzugehen, die wir als das »klassische Ägypten« kennen.

Die Pharaonen und die Pyramiden des Alten Reiches bekommen in diesem Kontext eine völlig andere Bedeutung. Es wird sich zeigen, dass die Pyramiden keine individuellen Grabstätten, sondern Orte der Erneuerung waren, an denen der Gott der Ägypter alljährlich in die Unterwelt stieg. Sie symbolisierten die mit immenser Schöpfungskraft angefüllte Unterwelt Ägyptens, der immer wieder neue Fruchtbarkeit entsprang.

Felsbilder in der Sahara und am Nil

Bis zum Ende der letzten Eiszeit, das heißt bis vor etwa 10.000 Jahren war die Sahara eine offene Savanne mit üppigem Gras und lichtem Baumbestand, in der Elefanten, Giraffen, Nashörner, große Herden von Antilopen, Gnus und Büffeln sowie Strauße und Löwen heimisch waren. In den Flüssen und Wasserlöchern lebten Krokodile, Flusspferde und unzählige Vogelarten. Die Felsbilder der Sahara belegen eine über viele Jahrtausende zurückreichende Anwesenheit von Menschen, die sich mit den archäologischen Funden von Pfeilspitzen, Schabern und Faustkeilen deckt. Wie in allen Jägergesellschaften war auch ihre Lebenswelt beseelt von Geistwesen, die Naturphänomene verkörperten, von Tieren, die Schöpfungsmacht besaßen, und von Kräften der Anderswelt, in der Verstorbene zu Ahnen wurden.

Der kommunikative Austausch zwischen diesen Welten gehörte zum Alltag der Jäger, denn es gab keine klare Trennung zwischen der unsichtbaren geistigen und der sichtbaren realen Welt. Sterne und Pflanzen, Bäume und Felsen, aber auch die Trockenheit, der Tod oder der Wind können handeln und zu den Menschen sprechen. Geheimnisvolle, magische Kräfte wirken in der Natur, weshalb die Jäger dem Regen als einer großen und in der Wüste immer auch unberechenbaren Wesenheit begegnen. Das Wasser, so erzählte ein Kung-Buschmann aus der Kalahari (Bleek 1938) noch im 19. Jahrhundert, sei mächtig wie ein Stier, und die Wasserkinder seien so groß wie Kälber. Der Regen käme als Regenbulle freudig zu einer Frau, die am Ende der Dürre entkräftet, fast tot daniederliegt, um sie dann zu neuem Leben zu erwecken. Mythen und Felsbilder sprechen in verschlüsselter Sprache von den Phänomenen des Lebens, sie erklären die Welt in den Mustern bekannter Lebenserfahrungen. Dabei stellen Mythen genauso wenig Realität dar wie die Felsbilder, sie sind weder geschichtliche Ereignisse noch Illustrationen. Als Wort wie als Symbolbild wohnen ihnen magische Kräfte von großer Schöpfungsgewalt inne. Giraffen, Löwen, Strauße, Krokodile, Rinder oder Antilopen können das fließende oder stehende Wasser, den saisonalen Tod, den Regen, die Nahrung oder die Ahnengeister, die guten und bösen Schöpferwesen, die tötende Sonne, den Wind oder die Wiederkehr des Lebens symbolisieren.

Da zeigen sich in zierlichen Gestalten die jungen Schöpferwesen (Abb. 1a), und gebündelte Männlichkeit wird zur Zeugungspotenz des Wassers (Abb. 1b). Der große Regenbulle (Abb. 1c) wurde vielfach berührt – die Spuren dieser kultischen Belebung seiner Potenz liegen wie ein Gespinnst aus Strichen über ihm. Im rituellen Prozess der Bildgestaltung, des Erzählens seines Mythos oder der kultischen Berührung, im Übermalung oder Ritzen entfaltete sich magische

Kraft. Wasser kann sich in Giraffen verbildlichen, weil die über den Horizont ziehenden Regenschauer wie die langen Beine der Giraffen aussehen, oder in Straußen, deren lockiges Gefieder wie eine schwere, dunkle Gewitterwolke erscheint. Die Schöpfungskraft des Wassers kann sich in einem Elefanten offenbaren, der Regen aus seinem Rssel pustet. Antilopen, Ziegen oder Rinder knden von der Freude über das wiedergekehrte Leben. Krokodil aber und Löwe stehen für den Tod, der im Vegetationskreislauf der Natur dem neuen Leben stets vorausgeht. Auch eigentümliche nicht-menschliche Gestalten – gute oder böse Geister – verkörpern die Wirkungskräfte der Natur.



Abb. 1: a) Kleine Schöpferwesen um ringen den mächtigen Regenbullen.–
 b) Geballte Männlichkeit spricht von der Zeugungskraft des Wassers. –
 c) Regenbulle mit rituellen Berhrungsspuren.

In den Mythen der Kalahari-Jäger (Bleek 1938, 47–53) stellt sich die alles Leben verbrennende Sonne in einem Löwen mit seiner sonnenähnlichen roten Mhne dar. Er bringt den saisonalen Tod, denn es zeigt sich, dass erst der Tod kommen muss, bevor es regnen kann. Das ist die Ordnung der Natur, und deshalb ist der Löwe schließlich ein mächtiges Schpfertier. Er tötet, damit sich das Leben erneuert. In diesem Sinne symbolisieren auch das Krokodil, das aggressive Nashorn oder das Nilpferd den neues Leben erschaffenden Tod.

In der Sahara war der Gang des Lebens immer vom Wasser bestimmt. An den Wänden der Wadis haben sich mit den Bildern die Spuren ritueller Berührungen erhalten, mit denen die Menschen das Wasser, das heißt das Leben riefen. Sie tanzten und sangen, malten in der Hellsichtigkeit ihrer Trancen Symbolzeichen an die Felsen ihrer beseelten mythischen Schpfungsorte. Sie vertieften und strichen die Linien der alten Bilder aus, klopfen auf den Stein oder fügten neue Zeichen hinzu. Im bermalen und Erweitern wuchsen die Bildstellen zu großen

Paneelen heran, die von Generationen währendem Kultgeschehen zeugen. Die rituelle Handlung des Malens war ein magischer Akt, der die Jäger in Kontakt zur Anderwelt brachte. Sie befreiten das Leben aus seiner Erstarrung, indem sie den Regen in Gestalt der Regentiere »herbeizauberten«, bis schließlich das lang ersehnte Wasser wieder vom Himmel fiel.

Mit der schnellen Erwärmung des Klimas nach der letzten Eiszeit vor etwa 10.000 Jahren veränderte sich die Lebenssituation für die Jäger der Sahara dramatisch. Der einst saisonale Regen fällt immer spärlicher, bleibt aus und zwingt die Menschen schließlich zur Aufgabe ihrer alten Stammesgebiete. Zunächst konnten sie noch in den geschützten Tälern der Gebirge jagen. Die Felsbilder in Tassili, Ahagar, Tibesti oder Fezzan zeigen noch die ganze Bandbreite der bekannten Großtiere, die sich ebenso wie die Menschen dorthin zurückzogen, um zu überleben. Doch bald wird es auch hier zu trocken. Wie viele Stämme oder Tierherden sind wohl während der langen heißen Sommer in den Oasen und Gebirgsschluchten verhungert oder verdurstet? Die Verkarstung der Sahara erfolgte in Schüben, die immer weitere Landstriche erfasste, bis ihre endgültige Austrocknung jedes Leben unmöglich machte. Um etwa 6500 v. Chr. fiel kaum mehr Regen. Die alten, tief eingefurchten Felsbilder blieben verwaist zurück, nur noch der Wind heulte durch die unfruchtbaren Schluchten, und Todesstille herrschte. Menschen und Tiere aber sind fortgewandert.

Der Prozess der Abwanderung wird sich über Jahrhunderte hingezogen haben. Endlich aber fanden die Jäger nur noch in den Randgebieten und der Flussoase des Nils Zuflucht vor dem würgenden Griff der Wüste. Es war der Nil, der mit seinem permanenten Wasser die Wüste durchschnitt und damit einen verlässlichen, wenn auch sehr eingeschränkten Lebensraum bot. Die mobilen Jäger waren auf einmal gefangen. Wenn sie überleben wollten, waren sie nun gezwungen, sesshaft zu werden und sich auf den zeitweise wilden und ungestümen Fluss einzulassen. Das war eine gewaltige Herausforderung, die zu einer völlig neuen Lebensform führte.

Der jahreszeitliche Wechsel von Dürre und Vergehen, von Fruchtbarkeit und neuem Werden, das heißt der Vegetationskreislauf von Tod und Leben war den Jäger bekannt, und sie wussten mit ihm umzugehen. Doch hier am Nil waren sie einem völlig anderen Phänomen ausgesetzt: Der regelmäßige Tod kam nicht in Gestalt von Trockenheit und Dürre, sondern in einer alles ertränkenden Wasserflut. Der Nil lief bis zum Bau des Assuanstaudamms (1960–71) alljährlich im Juli und August zu einer mächtigen Flut auf, die alles fruchtbare Land überschwemmte und die Menschen an den Saum der Wüste drängte. Hier waren sie

bedroht von aggressiven, an den Ufern des angeschwellenen Flusses lauerten Nilpferden und Krokodilen. Für drei, vier Monate verschlang der Nil den Lebensraum, den er schenkte, und verwandelte die Flussoase in ein Meer. Sobald das Wasser aber abgelaufen war, wuchsen wieder üppige Gräser auf den kleinen Feldern, keimte Gemüse und Getreide, und Dattelpalmen trugen bald schwere Früchte.

Seit der Altsteinzeit ist die saisonale Anwesenheit von Menschen im Niltal belegt (Hofmann 1980). Jäger waren auf ihren Wanderungen schon immer ins Niltal gekommen, um zu jagen; wenn die Trockenheit alles verdorrt hatte, zogen wieder zurück in die Savanne. Jetzt aber waren sie gefangen, denn die Wüste bot keine Zuflucht mehr. Sie flüchteten zur Zeit der Nilschwemme in die höher gelegenen Wadis und suchten dort die Felsbilder ihrer Ahnen auf. Große Bildstellen befinden sich in der östlichen Wüste auf Höhe des späteren Luxor, im Wadi Hammamat, Wadi Menih oder im Wadi Baramiya.

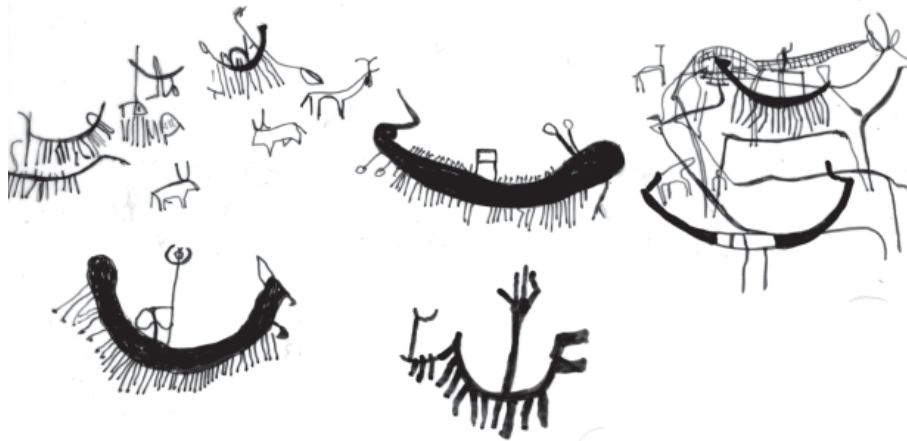


Abb. 2: Tausendfüßlern ähnelnde Wasserwesen kommen wie Schiffe mit einer Ladung neuer Lebenskeime.

Dort sieht man nun ganz andere Bilder als in der Sahara. Die großen Symboltiere sind verschwunden – neue Zeichen spiegeln die veränderte Lebenswelt. Denn jetzt ist es nicht mehr der Regen, der Leben bringt, sondern das fließende Wasser. Jetzt zeigen sich auf den Felsbildern Tausendfüßlern ähnelnde Wesen. Sie treiben mit dem Wasser heran, sind aber keine Fische, sondern offensichtlich Boote, die etwas transportieren (Abb. 2). In diesen Schiffen voller Lebenskeime

fand die schöpferische Energie des Flusses ein großartiges Symbolbild. Als üppige Ladung liegen die Keime oft in ihnen, sie kommen auf Tentakeln oder Wasserfäden daher und stellen die Lebenskraft dar. Diese scheint sich häufig in einem Naos zu verbergen, wenn sie nicht als Figur mit erhobenen Armen mitgeführt wird. Dann wird sie zum Symbolbild des neuen Lebens, des erneuten Aufkeimens der Vegetation (Abb. 3).



Abb. 3: Schiffe bringen Lebenskeime und Lebenskraft mit dem Wasser, auf dem sie herantreiben. – a) Wadi Baramiya – b) Wadi Fuqundi – c) Wadi Hammamat.

Mit Einsetzen der Landwirtschaft erhält die Erde im Bewusstsein der Menschen einen neuen Stellenwert: Sie wird zu einer Leben spendenden Wesenheit, zu einer mythischen Frau und Mutter, die ihre Kinder nährt, indem sie Gemüse, Getreide und Früchte auf den Feldern wachsen lässt. Alljährlich wieder, wenn sich der Fluss in ihre Furchen ergießt und sich auf sie legt, wird sie fruchtbar und erschafft Nahrung, mit der sie die Menschen am Nil sättigt. Dieses Phänomen des neuen Werdens könnte die »Frau mit den erhobenen Armen« ausdrücken: Die Erde reckt sich empor, bringt sich zur Gestalt (Abb. 3a). Wir finden diese Darstellung auch auf den großen Krügen der Naqada-Zeit, wobei der unmittelbare Zusammenhang von Wasser und Fruchtbarkeit deutlich erkennbar wird (Abb. 4).

Sobald diese Figuren als Keramik-Idole entstehen, geben sie sich deutlich als weiblich zu erkennen. Es sind jedoch zwei sehr unterschiedliche Arten von weiblichen Figuren aus der prädynastischen Naqada-Zeit überkommen: einerseits steife, in sich gefangene kleine Elfenbeinfigurinen mit charakteristischem großen Schamdreieck, andererseits die »Frauen mit erhobenen Armen« in der kraftvol-

len Geste neuen Werdens (Abb. 5). Wahrscheinlich wird mit ihnen der zyklische Kreislauf des Lebens gewürdigt, denn Werden und Vergehen gehören gleichermaßen zum Dasein. Die eine Figur stellt sich voller Vitalität dar, erschafft Leben aus sich heraus, wächst empor und reckt sich zur Fülle. Die andere fällt sie in sich zusammen zu nackter Kargheit und Starre, in der sie Energie für die nächste Lebensausfaltung aufbaut.

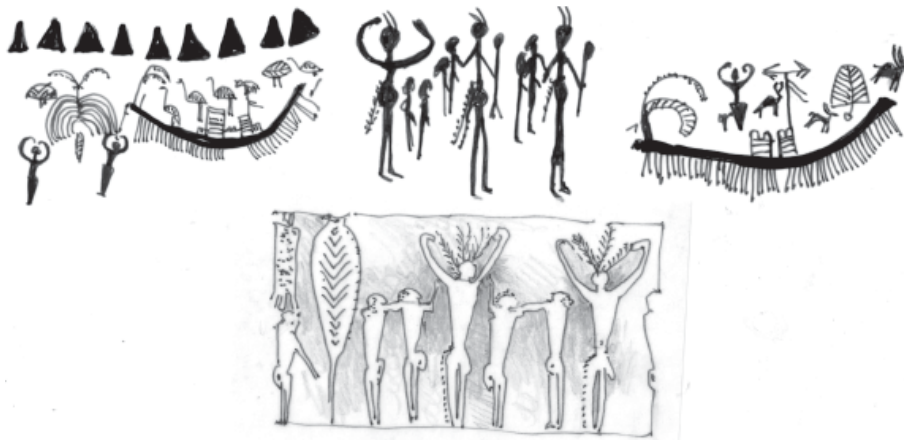


Abb. 4: a) Weibliche Idole auf Leben herantragenden Schiffen 3. Jahrtausend v. Chr. – b) Die schlanken Wesen tragen zwei Federn auf dem Kopf und einen rituellen Fellschwanz am Gürtel.

Mit diesen Figuren befinden wir uns zeitlich schon am Ende des 5. Jahrtausends v. Chr., denn man datiert sie in die Zeit zwischen 4500 und 3800 v. Chr., als sich die Technik des Töpfers und Brennens entwickelt hatte. Ab jetzt steht zur Entschlüsselung der prädynastischen Kultur im Niltal umfangreiches ikonographisches Material zur Verfügung, das vielfältige Einblicke in die Symbolik der religiösen Vorstellungen gewährt. Fast bruchlos gehen die Bildsymbole von den Felsbildern auf keramische Formen über und wandeln sich doch in ihrer Bedeutung, weil sie neue Erfahrungen verbildlichen. Erstaunlich ist dabei, dass der Gedanke, die zyklischen Lebensrhythmen des Nils etwa über das weibliche Prinzip zu definieren, in der Folgezeit nicht weitergeführt wird. Um 3000 v. Chr. findet man in der Ikonographie nichts Weibliches mehr. Eine männliche Gestalt übernimmt von nun an die Symbolik des Flusses mit seiner die zyklische Fruchtbarkeit verursachenden Energie.

Wasser und Eis – Kampf der Götter gegen die Riesen

ZU DEN RELIGIÖSEN VORSTELLUNGEN
DER NORDISCH-GERMANISCHEN MYTHOLOGIE



Abb. 1: Felsbilder am Alta-Fjord im Norden Norwegens

***D**er Blick auf die nordische Religion umspannt eine lange Entwicklung. Sie reicht von den fast 10.000 Jahre alten frühesten Spuren menschlicher Anwesenheit im Norden Skandinaviens bis zu den Liedern der Edda um etwa 1200 n. Chr. Zwar ist die nordische Mythologie nicht im eigentlichen Sinne vergessen, doch sie erscheint*

heute – zumindest in Deutschland – als von den Nationalsozialisten beschmutzt, weil diese die kriegerischen Götter der späten Wikinger nur zu gern zu Leitfiguren ihrer rassistischen Ideologie stilisierten. Man beschäftigt sich daher in Deutschland nur ungern mit ihnen. Doch es lohnt sich, die Ursprünge dieser alten Naturreligion aufzuspüren und zu verfolgen, wie die nordischen Menschen in ihren Mythen und mit ihren Göttern den Kampf der extremen Naturgewalten erklärten. Beginnend mit den Felsbildern und Mythen der Samen in Norwegen und Finnland soll im Folgenden die religiöse Entwicklung nachgezeichnet werden, die sich dann in den Felsbildern der frühen Bauern im schwedischen Bohuslän fortsetzt, um schließlich in die Darstellung der nordischen Götterwelt in der Edda zu münden. Dabei soll deutlich werden, dass zwischen der alten Naturreligion und der Götterwelt der Edda ein großer Unterschied besteht, der von den Historikern des 19. Jahrhunderts nicht wahrgenommen wurde.

Rentier und Schiff – die Felsbilder der Jäger in Alta

Während der letzten Eiszeit waren Skandinavien, die Nord- und Ostsee, Norddeutschland und teilweise auch Britische Inseln von einem gewaltigen Eisschelf bedeckt. Als sich vor etwa 12.000 Jahren das Klima zu erwärmen begann, schmolz das Eis an der Küste Norwegens infolge des warmen Golfstroms verhältnismäßig schnell, so dass diese schon ab etwa 10.000 v. Chr. wieder eisfrei war. Das belegen zahlreiche archäologische Funde an den Ufern der Fjorde, vor allem aber die Siedlungsspuren auf der Hammerfest vorgelagerten Insel Söröya, die aus der Zeit von 9000 v. Chr. stammen (Wickler 2004). Die kälteliebenden großen Rentierherden, die von den Flechten und Moosen der Tundra leben, folgten dem sich langsam nach Norden zurückziehenden Eis, und mit ihnen wanderten die Jäger und Beerensammler, die sie jagten. Heute leben die letzten Jäger nördlich des Polarkreises. Jahrtausende konnte sich diese ursprüngliche Lebensform erhalten, die bis heute von den samischen Rentiernomaden Norwegens, der Finnmark und Russlands praktiziert wird.

Sie verstanden es, sich der extremen Natur wie dem Lebensrhythmus ihrer Tiere anzupassen und konnten dabei ihre alten religiösen Vorstellungen und Lebensmuster annähernd erhalten. Das Charakteristikum dieser arktischen Nomadengesellschaften ist *das Schamanentum*, das von Lappland über Sibirien bis zu den Inuit belegt ist. Es basiert auf einer engen Naturverbundenheit, das heißt, Berge, Seen, Felsen oder Pflanzen sind beseelt, die Tiere mit dem Menschen brüderlich verwandt. Das Entscheidende aber ist, dass der sichtbaren Lebenswelt eine unsichtbare, geistige Anderswelt innewohnt. Zu dieser Anderswelt hatten Schamanen in ihren Tranceisen Zugang. Diese Anderswelt, die im Wesentlichen der diesseitigen Welt entsprach, war für die Jäger sehr real und bot ihrem unsteinen Nomadenleben Orientierung und Geborgenheit, da sie mit ihr in Verbindung treten konnten und dabei Rat und Hilfe von den Ahnen und den Geistern bekommen konnten.

Das Schamanentum erscheint uns heute geheimnisvoll und »esoterisch«, weil wir zum einen die Fähigkeit verloren haben, über einen Zustand veränderten Bewusstseins in die geistige Welt zu gelangen. Zum anderen teilen wir überhaupt nicht mehr die Überzeugung, dass es eine geistige, schöpferische Sphäre hinter der sichtbaren Fassade unserer materiellen Welt gibt. Während seiner Trance oder Visionsreise, in die der samische Schamane beim Singen und beim Schlagen seiner Trommel glitt, konnte er den »Herrn der Tiere« aufsuchen, konnte Bot-

schaften über die Ursachen eines Unheils aus der Anderswelt mitbringen und berichten, welches Opfer erwartet wurde, um die Ordnung und die Harmonie wiederherzustellen (Findeisen, 1983). Er konnte beispielsweise zusammen mit seinen Helfertieren und Seelenführern die verlorene Seele der Kranken einfangen, zur »Herrin des Meeres« oder zum »Herrn der Tiere« gelangen. Im Weltbild der Jäger wirken die Wesen der Anderswelt ganz direkt in das diesseitige Leben hinein, denn die Verflechtung von hier und dort, von Mensch, Tier und Geistern ist sehr eng. Ein Tabuverstoß oder ein anderes Vergehen konnte vom »Herrn der Tiere« mit Hunger und Misserfolg bei der Jagd, mit Krankheit oder Tod geahndet werden.

Für die Trance eines Schamanen spielt die Runebomme, die Trommel, die gleiche Rolle wie der rhythmisch kehlige Gesang seines *Joikens* mit den oft monotonen Wiederholungen und eigenwilligen Melodie-Elementen. Im *Joiken* zeigt sich eine spezifische Eigenart samischer Kultur, denn durch das *Joiken* entsteht ein geistiger Kontakt, eine lebendige, magische Beziehung zwischen Mensch, Tier und Natur. Im finnischen Heldenepos Kalewala beispielsweise »joikt« der ehrwürdige Schamane Wäinämöinen und erschafft damit etwas. Er »zaubert«, indem er »etwas joikt«, etwas entstehen lässt, was einem schöpferischen Akt gleicht. Denn es handelt sich dabei keineswegs um gewöhnliches Singen, um Gebete, Bitten oder Lobpreisungen, eher um eine Art meditativer Versenkung. Dabei verbindet das *Joiken* die geistige Welt mit der Lebenswelt, und es entsteht eine Atmosphäre von Harmonie, wie die Samen sagen. Im *Joiken* wirkt die Anderswelt hinein in die Lebenswelt, welche die Samen als ein verwobenes Ganzes aus Natur, Menschen und unsichtbaren Geistern erfahren.

Ein junger Mann erzählte mir auf der Fahrt nach Kautokeino, dass er mit einem Samen geangelt hätte, der an seinem Eisloch liebevoll »die Fische *joikte*« und dabei einen Fisch nach dem anderen herauszog. Sie hätten Angeln und Plätze getauscht, aber wieder fing nur der joikende Same die Fische. Tiere und Jäger gehören in Järgergesellschaften zusammen, sie bilden eine faszinierende Einheit.

In den Mythen der Samen tauschen Mensch und Ren ganz selbstverständlich ihre Gestalt: Ein Ren läuft über die Tundra, tritt als Mann in eine Hütte, schläft mit der Frau und wird beim Verlassen wieder zu einem Ren. In einer anderen Erzählung zieht eine Frau zu einem Bär, wird schwanger und das Kind ist einmal Bär, ein andermal wieder Mensch (Schwaar 1996). Mensch und Tier sind Totembrüder, deren Verwandtschaft von den Jägern meist als enger empfunden wird als die familiäre Beziehung. Das Totem drückt den Respekt des Jägers gegenüber dem Jagdwild aus, das ihn ernährt. Die großen Jagdtiere –Bär, Elch oder Ren-

bulle – werden als Persönlichkeiten oder sogar Gottheiten verehrt. Wir, die wir diese Gesellschaften von außen ansehen, sprechen von Gottheiten, weil uns ihre Verehrung so erscheint, tatsächlich aber ist es ein durchaus ambivalentes Verhältnis, denn der Jäger bringt dem Tier den Tod – Jäger leben vom Töten der Tiere, sie töten ihre Totembrüder. Mehr noch, im Bären oder Hirsch oder im Elch können sie ein heiliges Tier töten. Speziell die Bärenjagd wird daher sehr rituell ausgeführt und der Bär mit großer Achtung in strenger Ordnung gegessen, seine Knochen werden ehrfürchtig beerdigt.

Diese eigenartige Ambivalenz, bei der getötet wird, was heilig ist, wird verständlicher, wenn man es umgekehrt ausdrückt: Das mächtigste Jagdtier wird geehrt und geheiligt, weil es den Menschen sein Leben gibt, wobei der Tod an sich keine wirkliche Bedeutung hat. Das Phänomen spiegelt sich auch im Wesen des »Herrn der Tiere«, der einerseits das Wild oder die Fische, das heißt »seine Tiere« beschützt und sie vor dem Jäger versteckt, sie aber andererseits dem Jäger auch wieder freigibt und zuführt.

Der Tod an sich hat für Jäger nichts Grausames, er ist einfach da, ist selbstverständlich. Er ist Übergang, Wandlung und Erneuerung, indem er die Seele vom Körper befreit und in die Anderswelt führt, wo sich an ihr wieder neues Leben bilden kann, wie der russische Ethnologe Ivar Paulson in seiner Arbeit »Schutzgeister und Gottheiten des Wildes« (1961) ausführt. Menschen wie Tiere hätten mehrere Seelenteile, von denen die »Freiseele« die Energie beinhaltet, die sich zu neuer Gestalt bringen kann. In diesem Sinne ist der Tod nicht das Gegenteil von Leben, sondern er enthält die Dynamik, die Leben weiterträgt und erneuert. Etliche Mythen der Jäger beschreiben diesen selbstverständlichen und undramatischen Wandel im Tod.

Da sagt zum Beispiel ein Hermelin: »Nimm dein Messer und stoß es in mein Herz.« Es fallen drei Blutstropfen in den Schnee, und ein schöner junger Mann tritt einem jungen Mädchen entgegen (Barüske 1972, 57). An anderer Stelle wird eine Frau zu einem Rentier, ihr Mann sucht sie und muss sie töten, damit sie aus dem Herzen der getöteten Renkuh springen kann und als seine Frau wieder mit ihm geht (Barüske 1975). In den Mythen vom Sonnenvolk schlachtet Jubmel seine »kleine schöne Renkuh« und erschafft aus ihr die Welt: »Das Fleisch wurde zu Land, die Adern zu Flüssen und das Fell zu unendlichen Wäldern. Das Herz der Rentierkuh aber versteckte Jubmel tief in der Erde. So kommt es, dass ein einsamer Rentierhirte im Schweigen der hellen Sommernächte den Herzschlag der kleinen Rentierkuh hören kann« (Schwaar 1996, 37).

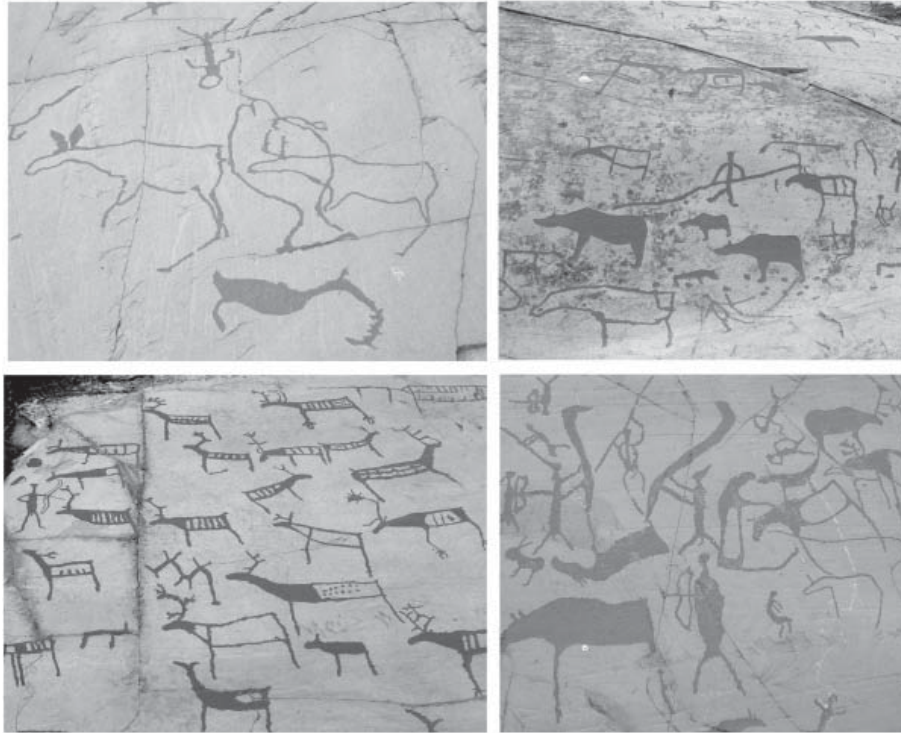


Abb. 2: Vier Bildszenen aus Hjemmeluft, Alta, wo die Ritzungen dunkelrot ausgemalt wurden, um sie erkennbar zu machen.

Das Ren ist wie das Karibu der Inuit die zentrale Gestalt in den Mythen der Samen, es symbolisiert das Leben schlechthin: »Aus dem Inneren der Erde springt Mjandasj, der wilde Rentierstier; es ist Mjandasj, auf dem Land und Leben gründen« (Schwaar 1996, 15). In einem seiner vielen Mythen sagt Mjandasj zu einer armen, verzweifelten Frau: »Erzähle deinem Mann, dass er mich schießen soll. Ihr Mann tat, was sie sagte, schoss das wilde Ren und brachte das frische Fleisch nach Hause. Fortan hatten sie genügend Nahrung, denn der Mann schoss viel auf der Jagd« (Schwaar 1996, 29). Die kälteliebenden Rentiere laufen im Winter über die vereisten Moore und Sümpfe, fressen die kargen Moose und Flechten, während sie im Sommer an die kühle Küste oder die Flussufer kommen, um das saftige, nahrhafte Gras zu weiden. Vor sechs- bis achttausend Jahren ritzen die Jäger Felsbilder in Steinbänke, Felseninseln oder große Monolithe an den Küsten, an den Ufern der Seen oder Flüsse. Es scheint so, als hätte das Wasser für den

Standort der Felsbilder eine entscheidende Rolle gespielt. Denn am Altafjord, in Karelien wie an anderen Plätzen in Sibirien und Skandinavien fällt der Zusammenhang mit dem Wasser auf (Helskog 1999). Ich vermute, dass der saisonale Wechsel des Lebensraumes etwas damit zu tun hat, denn die Jäger folgten den Rentieren aus der vereisten, winterlichen Tundra an das sommerlich offene Wasser.

Auf den Felsbildern von Alta weit oberhalb des Polarkreises sind vorwiegend Rentiere, aber auch Bären, Elche, Wale und Schiffe, vereinzelt auch Menschen sowie seltsam anmutende Geister dargestellt (Abb. 2). Diesen oft riesigen Bildpaneelen unterliegt keine Komposition, sie erzählen auch keine Geschichten, es handelt sich nicht um Illustrationen. Auch wenn es teilweise so scheint, als seien Jäger dargestellt, Fangzäune gezogen oder eine Bärenjagd skizziert, so vergegenwärtigen sie doch immer mythische Zusammenhänge und Dinge der geistigen Welt. Denn Felsbilder stellten einen Zugang zur Anderswelt her. Es waren heilige Plätze, an denen durch das »Zur-Anschauung-Bringen« etwas Schöpferisches wirksam wurde. Dabei ging es weniger um das fertige Bild als um das Sichtbarmachen von etwas Unsichtbarem, um den Kontakt mit der lebendigen Natur, den Geistern und den Tieren. Das mag man sich vorstellen wie ein *Joiken* mit Bildern, bei dem etwas Geistiges zur Gestalt kam, das sich dann auf dem Felsen mit unzähligen vorangegangenen Zeichen vermischte (Abb. 3).

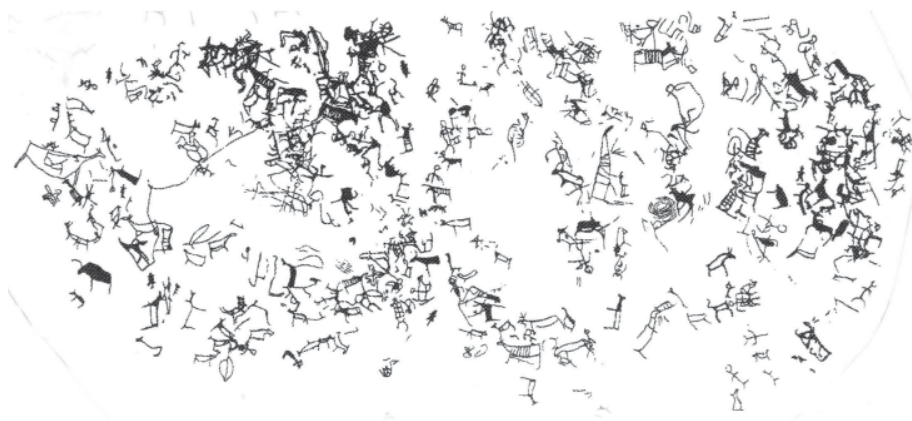


Abb. 3: Gesamtbild des Storsteinen in Alta (nach Helskog).

Während sich das *Joiken* als Zugang zur Anderswelt bis heute erhalten hat, wird das Malen, Punzen oder Ritzen von Felsbildern schon seit Jahrtausenden

Die andine Kosmvision der Pachamama in Peru

BETRACHTUNGEN EINER VERDRÄNGTEN RELIGION



Abb. 1: Samenbündel auf einem Chacata-Stein in den Anden

Die andine Kosmvision in Peru umschreibt ein Lebensprinzip, bei dem Mensch, Natur und Kosmos eine schöpferische Einheit bilden. Sie stellt sich im Bild der Pachamama und der Apus dar, als innere und äußere Welt, die von schöpferischen Kräften beseelt und auf das Engste mit den Menschen verbunden ist. In diesem Weltbild gehören Mensch und Natur zusammen, sie stehen sich einander nicht ausgrenzend gegenüber, wie das in den Religionen des Abendlandes der Fall ist, sondern sind aufeinander angewiesen. Der respektvolle Umgang miteinander wird in der »Kom-

munikation mit der Pachamama« praktiziert. Sie hat nach Ansicht der Indios zu der schon vor 10.000 Jahren einsetzenden landwirtschaftlichen Nutzung des äußerst schwierigen andinen Lebensraums mit Regenwald, steilem Hochgebirge und völlig regenloser Küstenwüste geführt. Diese Kosmvision ist weniger eine Religion als vielmehr eine besondere Art, mit der Natur zu leben, bei der keine außenstehende Gottheit regiert, sondern das Leben in seiner ganzen Vielfältigkeit heilig ist. Die Peruanistik hat die religiöse Bedeutung der Pachamama bislang übersehen, denn sie hat »Pachamama« analog zu westlichen Vorstellungen wörtlich und damit verkürzt mit »Mutter Erde« übersetzt, womit sie sich den Zugang zu ihrer umfassenden religiösen Bedeutung jedoch verstellt hat.

Die Prinzipien andiner Kosmvision

Die nicht in Vergessenheit geratene, jedoch an den Rand gedrängte andine Kosmvision Perus wird noch heute von der ländlichen Quechua-Bevölkerung praktiziert. Als beobachtende Teilnehmerin an etlichen Ritualen und Gesprächen mit Schamanen, Bauern und Dorfautoritäten habe ich tiefe Einblicke in die archaischen Zusammenhänge der Lebensprinzipien und Rituale bekommen, die stets Ehrfurcht und Liebe zur Pachamama ausdrücken. Man gehorcht in Peru nicht göttlichen Anweisungen, man lebt vielmehr in einer für uns ungewohnten Ebenbürtigkeit von Natur, Mensch und Gottheit nach heiligen Prinzipien. Sie sind die Grundlage andinen Denkens.

Im April 2008 flog ich erneut nach Peru, um mich in Begleitung von Maja, die für mich übersetzte, mit Vertretern der verschiedenen lokalen »Initiativen zur Erhaltung andiner Kosmvision« zu treffen. Diese Initiativen haben sich nach dem Ende des Terrors des maoistisch orientierten »Leuchtenden Pfads« gegründet, weil vielerorts die jüngere Bauerngeneration in den Anden den Zugang zu den alten religiösen Traditionen und Ritualen für die *chacras*, das heilige Wasser, die *apus* und die *pachamama* nur schwer wiederfand.

Als Religionswissenschaftlerin interessierte mich, welche alten Traditionen noch lebendig sind und was ihre Eigenart ausmacht, um die andinen Vorstellungen und Symbolbilder zu verstehen. Ich konnte an vielen Ritualen teilnehmen, von denen jenes am 28. April, wenn das Leitsternbild *chacata* unter den Horizont sinkt und die kalt-trockene Zeit des Winters beginnt, für mich das eindrucksvollste war, weil es mir aufschlussreiche Einblicke in die andine Kosmvision vermittelte.

Wir waren den ganzen Tag mit etwa 25 Campesinos und ihren Schamanen unterwegs und fuhren von Cusco aus zunächst zu dem alten Heiligtum Murray, in dem auf weiten, runden Terrassenfeldern, die wie ein umgekehrter Berg in die Tiefe führten, heilige Pflanzen wachsen. Hier machten wir ein Picknick bei einem alten Ritualstein, aßen Meerschweinchen und tranken Chicha, das traditionelle andine Getränk, und ich fand genügend Zeit, die Bäuerinnen eingehend zu befragen.

Mich interessierten besonders die *chacras*, denn aus anderen Gesprächen hatte ich den Eindruck gewonnen, dass sie viel mehr als nur Felder sind. Denn selbst Städter haben hoch oben in den Bergen ihre *chacras*, die sie regelmäßig besuchen und bestellen. Sie sind heilig, so verstehe ich die Bäuerin, es sind Lebewesen, denn sie ernähren die Menschen, sie erschaffen Leben. Die Chacras eines Bauern liegen nicht wie unsere Felder möglichst dicht beieinander, im Gegenteil: Jeder Bauer hat Chacras auf verschiedenen Höhen – in Dorfnähe,

hoch oben in den Bergen und unten im Tal. Dieses Muster hat sich als sehr sinnvoll erwiesen, denn Gemüse, Früchte, Mais oder Getreide wachsen auf unterschiedlichen Höhen optimal, so dass durch diese Aufteilung eine größere Nahrungsvielfalt gewährleistet ist.

Die Chacras bilden die Existenzgrundlage der Bauern. Es sind kleine Felder, oft nur einen halben Morgen groß, auf denen jedoch vieles nebeneinander angebaut wird. Man findet sie auf sorgfältig angelegten Terrassen teilweise noch auf über 4000 Meter Höhe, weil eben dort bei günstigem Wetter zum Beispiel die besten Kartoffeln wachsen. Alle Chacras haben in einer Ecke eine Art »Mund«, einen kleinen Platz, an dem man »Nahrung« für die Pachamama niederlegt. Das ist ein sehr heiliger Ort, versichert mir Dionysia, da er viel Energie speichert. Denn mit dem *kintu*, der kleinen Opfergabe von drei Cocablättern, über den leise Worte an die Pachamama gehaucht werden, gibt der Bauer seiner Chacra Energie und in der Hingabe an die Erde auch Liebe, die etwas Schöpferisches ist. Man sagt zum Beispiel: »Pachamama, ich gebe dir die Saat, und jetzt ist es an dir, sie wachsen zu lassen.«

Ganz gleichberechtigt geht man mit der Chacra um, die im Frühjahr wie eine schwangere Frau behandelt wird, die Verantwortung trägt für das Leben, das in ihr wächst und reift. Die Frauen erzählen, dass das Einsäen, Heranwachsen und Pflegen der Pflanzen in den Chacras von vielen Ritualen begleitet wird. In einer Zeremonie magischer Entsprechung wird zum Beispiel Mais geröstet, der dabei so springt, wie die jungen Pflanzen jetzt aus der Erde springen sollen.

Am 2. Februar wird der Hunger – auch er als Wesenheit verstanden – mit den ersten Kartoffeln vertrieben, die in großen Mengen verschlungen werden, damit die Chacra weiß, dass die Menschen Hunger haben und dass sie viele Früchte wachsen lassen muss. »Was passiert, wenn Frost oder Regen zur Unzeit die Ernte vernichten, obwohl ihr liebevoll mit der Chacra und den Pflanzen umgegangen seid?«, frage ich. Und da bekomme ich die erstaunliche Antwort, dass sie eine kleine Peitsche hätten und die Pachamama damit schlugen und mit ihr schimpften, weil sie ihre Verantwortung – im Prinzip der Gegenseitigkeit des *ayni* – für die Menschen nicht erfüllt hätte. Doch das käme ganz selten vor. Wenn die Beziehung der Menschen zur Chacra und zur Pachamama in Ordnung sei und man liebe- und respektvoll mit ihr umginge, werde die Chacra geschützt von den Geistern, die in ihr leben und Unbill von ihr fernhielten. Der Karneval im Februar, wenn die Sonne im Zenit steht, gilt als das Fest der Freude darüber, dass der Hunger fort ist. Die *Campeños* hängen sich dann junge Pflanzen um, sie singen und tanzen bei Flötenmusik mit ihnen, so dass auch die Pflanzen Freude haben.

Interessant ist der Umgang mit dem Saatgut, nach dem ich frage. Denn es muss immer eine besondere Bedeutung gehabt haben, weil es Leben in sich trägt. Die Auswahl des Saatguts und seine Lagerung ist ein ritueller Vorgang, versichert mir eine Frau, mit der ich mein Picknick teile. Nach der Ernte wird es von den Frauen ausgewählt und in einem besonderen Raum verwahrt, den kein Mann betreten darf. Denn die Frau ist Verwalterin der Vorräte und des Samens, nur sie darf den Raum, in dem der große Samenkorb steht, barfuß betreten, aber niemals nachts. Immer läge ein Stein auf seinem Boden, den man *mamanin* nennt, »Mutter des Mais«, der das Saatgut beschützt, aber auch vitalisiert. Es wäre meistens ein flacher Stein, der viel Energie enthält, sagen sie. Ich bin verblüfft: Der Stein hat Schöpfungskraft! Ich frage die Frauen nach dem Grund: Diese heiligen Steine stünden für Härte und Einigung, versichern sie; sie hätten größte Kraft. Oft wäre es ein Stein aus der Chacra und sie würden ihn in den Familien von Generation zu Generation weiterreichen.

Ohne dass die Bauern das heute noch erklären können, stehen die Samensteine in einem spirituellen Kontext: Das Saatgut ist geistige Information, nicht allein materielle Gestalt. Der Samen trägt das Leben in seiner verdichteten, unsichtbaren Form, nämlich als Idee in sich. Auf Grund ihrer Leblosigkeit und Härte sind Steine dadurch Träger einer im Nicht-Sein wirksamen Kraft. Ich frage, ob ich den Samenkorb und einen solchen Stein einmal sehen könnte, doch das erlauben mir die Frauen nicht, weil ich nicht zur Familie gehöre. Der Ort sei so angefüllt mit Schöpfungsenergie, dass ich ihn als Fremde entweihen würde.

Magdalena erzählt mir später, dass die Bauern zu bestimmter Zeit große Steine unter ihre Kartoffel legen, »damit sie auf die Kartoffeln aufpassen«. Dieses Ritual unterstreicht in der Wirkung auf die Kartoffeln die Wesenhaftigkeit der Steine. Diese lebendige Beseeltheit aller Dinge ist ein anderes Charakteristikum andinen Denkens – es könnte auch ein hohes Gras, ein besonderes »Unkraut«, ein Strauch oder auch ein Tier zum Wächter einer Chacra werden. Der Campesino gibt ihm ein *kintu* und bittet ihn: »Pass gut auf, dass kein Fuchs oder Stinktier kommt und hier etwas zerstört«. Im Prinzip von *ayni*, der Gegenseitigkeit, hätten auch Pflanzen und Tiere Mitverantwortung für das Gedeihen in den Chacras, erklären mir die Frauen.

Über *ayni* hatte ich lange mit Pelajo, dem Organisator der »Initiative zur Erhaltung andiner Kosmvision« (APU), in Ayacucho gesprochen. *Ayni* sei ein Grundprinzip andinen Denkens, sagt er, weil alles lebt: Felsen und Felder, Sterne, Wasser, Pflanzen und Berge. Die Verpflichtung zu gegenseitiger Hilfe und Verantwortung drückt sich in dem Bewusstsein der Verwandtschaft von Natur, Mensch und Gottheit aus, und *ayni* beschreibt die Wirkungskräfte des Seins in ihrer inneren Dynamik, so verstehe ich ihn. Während die westliche Zivilisation